Paed. Pr.
3918.

Der

Christbaum.

Eine Auswahl von Geschichten und Gedichten als Weihnachtsgabe für die liebe Jugend

von

G. L. Wagner,
Schullehrer.

Mit einem Titelkupfer.

Nürnberg,
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.

Paed. Pr. 3918

Wagner.

Jean Dreykorn del. & sc.

Siehe! ich verkündige euch grosse Freude; denn euch ist heute
der Heiland geboren, welches ist Christus der Herr!
Ehre sey Gott in der Höhe z!

Luc: 2. 10 v.

Der

Christbaum.

Eine Auswahl

von

Geschichten und Gedichten,

als Weihnachtsgabe

für

die liebe Jugend

von

G. L. Wagner,

Schullehrer.

Mit einem Titelkupfer.

Nürnberg,

Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.

1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Seite

1. Das Christkindlein 1
2. Des fremden Kindes heiliger Christ 1
3. Christgebet 3
4. Der Herr siehet das Herz an 4
5. Der Vogel am Fenster 4
6. Vom Mäuslein 5
7. Schneemann 6
8. Liebe macht stark 7
9. Das Todtenhemdchen 7
10. Das Kanarienvögelein 8
11. Der Pudel 10
12. Der gestohlene Heller 10
13. Knabe und Hündchen 12
14. Der Kaiser in der Schule 12
15. Knabe und Esel 13
16. Die Kinder im Walde 14
17. Der Rabe 16
18. Der brave Sohn 17
19. Frühlingshimmel 18
20. Die treuen Hunde 18
21. Kindliche Liebe 19
22. Der alte Großvater und der Enkel 20
23. Die Rache 21
24. Des Löwen Großmuth 22
25. Das Kind und die Unke 22
26. Die Sternthaler 23
27. Der Knabe im Erdbeerschlag 24
28. Der Vogel am Nest 25
29. Vom listigen Grasmücklein 26
30. Das Vogelnest 27
31. Das thörichte Bäumlein 28
32. Hund und Rabe 30
33. Der treue Pudel 30

Seite
34. Fuchs und Ente 31
35. Gott schützt die Kleinen 31
36. Der Hüter Israels schläft nicht 32
37. Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen 34
38. Vögel und Eule 35
39. Das Bäumchen 36
40. Störche 37
41. Heute roth, morgen todt 38
42. Wandersmann und Lerche 38
43. Bet' und arbeit' 39
44. Gottes Fürsorge 40

Zweite Abtheilung.

45. Das Gewissen 41
46. Am Morgen reich, am Abend arm 44
47. Die sieben Kindlein 45
48. Gottes Speise 46
49. Die Einladung 47
50. Der Landmann 50
51. Rabbi Möir und seine Gattin 52
52. Der Pächter 53
53. Die Gottesmauer 57
54. Was bin ich mehr, als ihr? 59
55. Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten 60
56. Schwäbische Kunde 62
57. Doktor Allwissend 64
58. Wie Kaiser Rudolph zu Nürnberg richtete 67
59. Der Knabe im Feldlager 68
60. Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden 71
61. Rechenberg's Knecht 73
62. Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg 76

Erste Abtheilung.

1) Das Christkindlein.

Alle Jahr hernieder kommt das Christuskind auf die Erde wieder, wo wir Menschen sind; kehrt mit seinem Segen ein in jedes Haus; geht auf allen Wegen mit uns ein und aus. Ist auch mir zur Seite still und unerkannt, daß es treu mich leite an der lieben Hand.

2) Des fremden Kindes heiliger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind am Abend vor Weihnachten durch eine Stadt geschwind, die Lichter zu betrachten, die angezündet sind. Es steht vor jedem Haus und sieht die hellen Räume, die drinnen schau'n heraus, die lampenvollen Bäume; weh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht: „Ein jedes Kind hat heute ein Bäumchen und ein Licht, und hat d'ran seine Freude, nur blos ich armes nicht!

An der Geschwister Hand, als ich daheim gesessen, hat es mir auch gebrannt; doch hier bin ich vergessen in diesem fremden Land. Läßt mich denn Niemand ein und gönnt mir auch ein Fleckchen? In all' den Häuserreih'n ist denn für mich kein Eckchen, und wär es noch so klein? Läßt mich denn Niemand ein? Ich will ja selbst nichts haben; ich will ja nur am Schein der fremden Weihnachtsgaben mich laben ganz allein!"

Es klopft an Thür und Thor, an Fenster und an Laden; doch Niemand tritt hervor, das Kindlein einzuladen; sie haben drin kein Ohr. Ein jeder Vater lenkt den Sinn auf seine Kinder; die Mutter sie beschenkt, denkt sonst nichts mehr, nichts minder. An's Kindlein Niemand denkt. — „O lieber heil'ger Christ! nicht Mutter und nicht Vater hab' ich, wenn du's nicht bist. O sei du mein Berather, weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand; sie ist von Frost erstarret. Es kriecht in sein Gewand, und in dem Gäßlein harret, den Blick hinausgewandt. Da kommt mit einem Lichte durchs Gäßlein hergewallet, im weißen Kleide schlicht, ein ander Kind; — wie schallet es lieblich, da es spricht: „Ich bin der heil'ge Christ, war auch ein Kind vordessen, wie du ein Kindlein bist. Ich will dich nicht vergessen, wenn Alles dich vergißt. Ich bin mit meinem Wort bei Allen gleichermassen; ich biete meinen Hort so gut hier auf den Strassen, wie in den Zimmern dort. Ich will dir deinen

Baum, fremd Kind, hier lassen schimmern auf diesem off'nen Raum so schön, daß die in Zimmern so schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand Christkindlein auf zum Himmel, und droben leuchtend stand ein Baum voll Sterngewimmel vielästig aufgespannt. So fern und doch so nah! Es ward ihm, wie ein Traum. Da langten hergebogen Eng'lein herab vom Baum zum Kindlein, das sie zogen hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist zur Heimath jetzt gekehret, bei seinem heil'gen Christ; und was hier wird bescheret, es dorten leicht vergißt.

3) Christgebet.

Weil heute dein Geburtstag ist, du lieber, heil'ger Jesus Christ, d'rum ist auf Erden weit und breit bei allen Kindern frohe Zeit.

Gegrüßt seist du, Christkindelein! O segne mich, ich bin noch klein; lehr' mich die rechten Wege geh'n und stets in dir ein Vorbild seh'n.

Daß ich wie Engel Gottes sei, in Demuth und in Liebe treu; daß ich dein bleibe für und für, das, liebster Jesu, schenke mir!

4) Der Herr siehet das Herz an.

Es waren zwei kleine Schwesterlein, die gingen jeden Morgen in's Kämmerlein und beteten mit einander; aber manchmal betete nur ihr Mund und ihr Herz war bei der Puppe oder anderswo. Eines Morgens fragte sie der Vater: „Liebe Kinder, habt ihr von Herzen und mit Andacht gebetet?" Ihre Antwort war: Nein. — „Nun so geht wieder hinein, sprach der Vater, und betet andächtig; denn an einem Gebet ohne Andacht hat Gott kein Gefallen." Die Kinder gingen und beteten noch einmal. — Sie sind brave Töchter geworden.

5) Der Vogel am Fenster.

An das Fenster klopft es: pick! pick! „Macht mir doch auf einen Augenblick! Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt, habe kein Futter, erfriere bald. Liebe Leute, o laßt mich ein! will auch immer recht artig sein."

Sie ließen ihn ein in seiner Noth; er suchte sich manches Krümchen Brod, blieb fröhlich manche Woche da; doch als die Sonne durch's Fenster sah, da saß er immer so traurig dort. Sie machten ihm auf: husch war er fort!

6) Vom Mäuslein.

Die Köchin spricht zum Koch: „Fang mir das Mäuslein doch! Es ist nichts sicher in Küch' und Keller, weder in der Schüssel, noch auf dem Teller. Wo was liegt, das frißt es; wo was riecht, da ißt es; wo ein Braten dampft, kommt das Mäuslein und mampft. In den Küchenbehälter hat es gebissen ein Loch. Koch, fang' mir das Mäuslein doch und jag' es wieder auf die Felder, oder in die Wälder!"

Da macht der Koch ein Gesicht und spricht: „Mäuslein, Mäuslein, bleib' in deinem Häuslein! Nimm dich in Acht heut' Nacht! Mach' auch kein Geräusch und stiehl nicht mehr das Fleisch! sonst wirst du gefangen und aufgehangen."

Der Koch aber deckt zu alle Schüsseln, und stellt auf die Falle hinten im Eck und thut hinein den Speck, sperrt die Küche zu, geht und legt sich zur Ruh. — Das Mäuslein aber ist ruhig und spricht: „Was er sagt, thu' ich nicht." Aber es hat nicht lange gedauert, so kommt schon das Mäuslein und lauert und spricht: „Wie riecht der Speck so gut! Wer weiß, ob's was thut? Nur ein wenig möcht' ich beißen; nur ein wenig möcht' ich speisen. Einmal ist keinmal." So spricht fein Mäuslein und schleicht, bis es die Falle erreicht; duckt sich und buckt sich; ringelt das Schwänzlein wie ein Kränzlein, setzt sich in's Eck und ergötzt

sich am Speck; reißt, beißt und speis't. Platsch! thut's einen Knall und — — — zu ist die Fall'! Das Mäuslein zittert vor Schrecken und möcht' sich verstecken. Aber wo will's hinaus? ist zugesperrt das Haus. Es pfeift und zappelt, es kneift und krabbelt. Ueberall ist ein Gitter, und das ist bitter; überall ist ein Draht, und das ist schad'. Leider! leider! kann's Mäuslein nimmer weiter; wär's nur gewesen gescheider!

Unterdessen wird es Morgen, da kommt die Köchin und will besorgen den Kaffee und den Thee. Da sieht sie, was vorgegangen und wie das Mäuslein ist gefangen. Ganz sacht, schleicht sie hin und lacht: „Haben wir endlich erhascht das Mäuslein, das immer genascht? Siehst du: Einmal ist keinmal. Wär'st du geblieben in deinem Loch, gefangen hätte dich nicht der Koch."

7) Schneemann.

Seht den Mann, o große Noth! wie er mit dem Stocke droht gestern schon und heute noch! aber niemals schlägt er doch. Schneemann, bist ein armer Wicht, hast den Stock und wehrst dich nicht.

Freilich ist's ein gar armer Mann, der nicht schlagen noch laufen kann; schleierweiß ist sein Gesicht. Liebe Sonne, scheine nur nicht, sonst wird

er gar wie Butter weich und zerfließt zu Wasser gleich.

8) Liebe macht stark.

Ueber einen Knaben ging einmal ein Holzwagen und brach ihm das Bein entzwei. Als er weinend heimgebracht wurde, sprang seine kranke Mutter vor Schrecken aus dem Bette und fiel in Ohnmacht. Da wurde der Knabe plötzlich still; und als ihm der Wundarzt das Bein einrichtete, verbiß er die heftigsten Schmerzen und gab keinen Laut von sich. Man fragte ihn: „Thut es dir denn nicht wehe?“ — „Ach ja, recht arg!“ sagte er leise; „aber die Mutter soll es nicht merken, daß sie sich nicht kränkt.“

9) Das Todtenhemdchen.

Es hatte eine Mutter ein Büblein von sieben Jahren, das war so schön und lieblich, daß es Niemand ansehen konnte, ohne ihm gut zu sein, und sie hatte es auch lieber, als Alles auf der Welt. Nun geschah es, daß es plötzlich krank wurde und der liebe Gott es zu sich nahm. Darüber konnte sich die Mutter nicht trösten, und weinte Tag und Nacht.

Bald darauf aber, nachdem es begraben war, zeigte sich das Kind Nachts auf den Plätzen, wo es sonst im Leben gesessen und gespielt hatte. Weinte die Mutter, so weinte es auch, und wenn der Morgen kam, war es verschwunden.

Als aber die Mutter gar nicht aufhören wollte zu weinen, kam es in einer Nacht in seinem weißen Todtenhemdchen, in welchem es in den Sarg gelegt war, und mit dem Kränzchen auf dem Kopfe, setzte sich zu ihren Füßen auf das Bett und sprach: „Ach Mutter! hör' doch auf zu weinen, sonst kann ich in meinem Sarge nicht einschlafen; denn mein Todtenhemdchen wird nicht trocken von deinen Thränen, die alle darauf fallen.“ Da erschrack die Mutter, als sie das hörte, und weinte nicht mehr.

Und in der andern Nacht kam das Kindchen wieder, hielt in der Hand ein Lichtlein und sagte: „Siehst du, nun ist mein Hemdchen bald trocken und ich habe Ruhe in meinem Grabe.“

Da befahl die Mutter dem lieben Gott ihr Leid und ertrug es still und geduldig; und das Kind kam nicht wieder, sondern schlief in seinem unterirdischen Bettlein.

10) Das Kanarienvögelein.

Ein kleines Mädchen, Namens Carolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelein. Das Thierchen

sang vom frühen Morgen bis an den Abend und war sehr schön, goldgelb mit schwarzem Häubchen. Carolina aber gab ihm zu essen Samen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser.

Aber plötzlich begann das Vögelein zu trauern, und eines Morgens, als Carolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig. Da erhob die Kleine ein lautes Wehklagen um das geliebte Thier und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber ging hin und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben und eben so lieblich sang, wie jenes, und that es in den Käfig. Allein das Mägdlein weinte noch lauter, als es das neue Vögelein sah.

Da wunderte sich die Mutter sehr und sprach: „Mein liebes Kind, warum weinest du noch und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelein nicht in das Leben rufen und hier hast du ja ein anderes, das nicht schlechter ist, denn jenes.“

Da sprach das Kind: „Ach liebe Mutter, ich habe unrecht gegen das Thierchen gehandelt und nicht Alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte.“ — „Liebe Lina,“ antwortete die Mutter, „du hast sein ja sorgfältig gepflegt!“ — „Ach nein!“ erwiederte das Kind, „ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabest, ihm nicht gebracht, sondern selbst

gegessen." So sprach das Mägdlein mit betrübtem Herzen.

Die Mutter lächelte nicht über die Klagen des Mädchens, denn sie erkannte wohl und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes. — „Ach," sagte sie, „wie mag dem undankbaren Kinde zu Muthe sein am Grabe der Aeltern!"

11) Pudel.

„Wer hat hier die Milch genascht? Hätt' ich doch den Dieb erhascht! Pudel, wär'st denn du es gar? Pudel, komm' doch! Ei fürwahr, einen weißen Bart hast du; sag' mir doch, wie geht das zu?"

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen: „Ei Pudel, was machst du für Sachen? Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?" — Da hing er den Schwanz bis auf die Erden und heulte und schämte sich so sehr. Der naschet wohl so bald nicht mehr.

12) Der gestohlene Heller.

Es saß einmal ein Vater mit seiner Frau und seinen Kindern Mittags am Tische und ein

guter Freund, der zum Besuche gekommen war, aß mit ihnen. Und wie sie so saßen und es zwölf Uhr schlug, da sah der Fremde die Thür aufgehen und ein schneeweiß gekleidetes, ganz blasses Kindlein hereinkommen; es blickte sich nicht um und sprach auch nichts, sondern ging geradezu in die Kammer nebenan. Bald darauf kam es zurück und ging eben so still wieder zur Thür hinaus. Am zweiten und am dritten Tage kam es auf eben diese Weise. Da fragte der Fremde den Vater, wem das schöne Kind gehöre, das alle Mittag in die Kammer gehe. „Ich habe es nicht gesehen," antwortete er, „und wüßte auch nicht, wem es gehören könnte."

Am andern Tage, wie es wieder kam, zeigte es der Fremde dem Vater; der sah es aber nicht und die Kinder alle sahen auch nichts. Nun stand der Fremde auf, ging zur Kammerthür, öffnete sie ein wenig und schaute hinein. Da sah er das Kind auf der Erde sitzen und emsig mit den Fingern in den Dielenritzen graben und wühlen; wie es aber den Fremden bemerkte, verschwand es.

Nun erzählte er, was er gesehen, und beschrieb das Kind genau. Da erkannte es die Mutter und sagte: „Ach, das ist mein liebes Kind, das vor vier Wochen gestorben ist." Sie brachen die Dielen auf und fanden zwei Heller; die hatte einmal das Kind von der Mutter erhalten, um sie einem armen Manne zu geben; es hatte aber gedacht: dafür kannst du dir ein Wecklein kaufen,

hatte die Pfennige behalten und in die Dielenritzen versteckt, und da hatte es im Grabe keine Ruhe gehabt und war alle Mittage gekommen, nach den Hellern zu suchen. Die Aeltern gaben darauf das Geld einem Armen, und nachher ist das Kind nicht wieder gesehen worden.

13) Knabe und Hündchen.

„Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn, ordentlich g'rade sitzen lern'!" — „Ach, soll ich schon lernen und bin so klein; o laß es doch noch ein Weilchen, sein!" — „Nein, Hündchen, es geht am besten früh; denn später macht es dir große Müh'."

Das Hündchen lernte, bald war's gescheh'n, da konnt' es schon sitzen und aufrecht geh'n, getrost in das tiefste Wasser springen und schnell das Verlorne wieder bringen. Der Knabe sah seine Lust daran, lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

14) Der Kaiser in der Schule.

Kaiser Karl d. Gr., welcher um das Jahr 800 n. Chr. Geburt lebte, richtete für seine Kinder und für die Kinder seiner Hofleute eine beson-

dere Schule ein, die er sehr oft selbst besuchte. Um zu sehen, welche Fortschritte die Schüler gemacht hatten, legte er ihnen bisweilen selbst einige Fragen vor, oder er ließ sie in seiner Gegenwart durch den Lehrer prüfen. Bei einer solchen Prüfung bemerkte er einmal, nachdem er vorher lange nicht mehr die Schule hatte besuchen können, daß die Söhne der Vornehmen und Reichern weniger wußten, als die Söhne der Aermern. Da sagte er zu den Geschickteren: „Wohlan, fahret fort, wie ihr angefangen habt! ich will Bischöfe und Päbste aus euch machen; ihr sollt reich werden und Land und Leute regieren."

Dann wendete er sich mit zornigem Angesicht zu den Faulen und Unwissenden und sprach: „Ihr Söhne der Reichen, die ihr euch vornehm dünkt und des Wissens nicht zu bedürfen meint; ihr Zärtlinge, die ihr nur stolz seid auf eure Wappen und Ahnen: euer Stand und eure glatten Gesichter gelten nichts bei mir. Ihr habt nichts von mir zu hoffen, wenn ihr nicht durch doppelten Fleiß das Versäumte nachholt!"

15) Knabe und Esel.

„Esel, ein Räthsel rath' einmal: Es ist ein Thier gar grau und fahl, hat kurzen Verstand und Ohren lang, schreit Ya und schleicht mit

trägem Gang." — „Nein, Knabe, das ist mir zu schwer und fein; was mag das für ein Thierchen sein?" — Da rief ihm der Knabe mit Lachen zu: „Ei schäme dich, Esel, das bist du!"

Er hört' es, doch konnt' er's noch nicht recht fassen; da hat ihn der Knabe im Zorn verlassen. Warum auch hat er nicht d'ran gedacht? Der Esel ist nicht zum Rathen gemacht.

16) Die Kinder im Walde.

Es blieben einst drei Kinder steh'n, die g'rad' zur Schule sollten geh'n; sie dachten dies, sie dachten das: das Lernen sei ein schlechter Spaß. Und sprachen dann mit leichtem Sinn: „Ei, laßt uns doch zum Walde hin! Das Spielen ist der Thierlein Brauch; laßt spielen uns mit ihnen auch!"

Sie luden dann im Walde ein zum Spiel die Thiere groß und klein; doch sprachen die: „Es ist uns leid, wir haben jetzo keine Zeit." Der Käfer brummte: „Das wär' schön, wollt ich mit euch so müßig geh'n! Ich muß aus Gras ein Brücklein bau'n; dem alten ist nicht mehr zu trau'n."

Am Ameishaufen schlichen sie ganz leis vorbei, ich weiß nicht wie, und liefen vor dem Bienlein schier, als wär' es gar ein giftig Thier. — Das Mäuslein sprach zu ihnen fein: „Ich sammle

für den Winter ein," — „und ich, das weiße Täubchen sprach, zum Neste dürre Reiser trag'." Das Häschen winkte freundlich blos: „Ich könnte um die Welt nicht los. Ihr seht, mein Schnäuzchen ist nicht rein, das muß im Fluß gewaschen sein."

Auch Erdbeerblüthchen sprach: „Ich nütze diesen schönen Tag, zu reifen meine süße Frucht, die dann der arme Bettler sucht."

D'rauf kam ein junger Hahn daher. Sie riefen: „Liebster Monsieur Er! Er hat doch wahrlich nichts zu thun und kann ein Bischen bei uns ruh'n!" — „Pardon! ich hab' von Adel Gäst' und arrangire heut' ein Fest." So spricht der Hahn voll Gravität, verneigt sich kalt und steif und geht.

Drauf dachten sie in ihrem Sinn: „Du Bächlein plätscherst doch so hin. Komm', spiel' mit uns, sei mit uns froh!" Das Bächlein sprach erstaunt: „Wie so? Ei, seht die faulen Kinder, seht! Ich weiß nicht, wo der Kopf mir steht! Sie meinen, ich hab' nichts zu thun, und kann doch Tag und Nacht nicht ruh'n. Menschen, Thiere, Gärten, Wälder, Wiesen, Thal und Berg und Felder — alle muß das Bächlein tränken, und die Töpfe auch noch schwenken; Kinder wiegen, Mühlen treiben, Bretter schneiden, Erz zerreiben, Wolle spinnen, Schiffe tragen, Feuer löschen, Hämmer schlagen. Ich kann euch Alles sagen nicht, weil mir dazu die Zeit gebricht." So sprach's

und sprang von Ort zu Ort, und husch! wär gleich das Bächlein fort.

Da war ihr Muth dem Sinken nah, als einer einen Finken sah, der auf dem Äste saß in Ruh und pfiff sein Lied und fraß dazu. Sie riefen: „Ach Herr Biedermann, der all' die schönen Lieder kann, du hast gewiß recht viele Zeit und bist mit uns zum Spiel bereit!" — „Potz Tausend! hab' ich recht gehört? Ihr Kinder scheint mir recht bethört; ich hab' gejagt den langen Tag den Mücken, sie zu fangen, nach. Nun wollen noch die Jungen mein im Schlafe eingesungen sein; drum pfeif' ich mit dem Brüderchor den Kleinen meine Lieder vor. Ich sing' dem Wald zur hohen Lust, ein müder Mann aus froher Brust. Dem Herren gibt mein Mund den Preis und lobt die Arbeit und den Schweiß. Doch sprecht, was habt denn ihr gemacht, die also schlecht von mir gedacht? Kehrt um, ihr Müssiggänger, ihr, und stört die Leut' nicht länger hier!"

Von allen Thierlein so belehrt, sind d'rauf die Kinder froh gekehrt und wußten, daß dem Fleiß allein des Spieles Lust ein Preis kann sein.

17) Der Rabe.

Was ist das für ein Bettelmann? Er hat ein kohlschwarz Röcklein an und läuft in dieser

Winterzeit vor alle Thüren weit und breit, ruft mit betrübtem Ton: „Rab! Rab! gebt mir doch auch einen Knochen ab!“

Da kam der liebe Frühling an; gar wohl gefiel's dem Bettelmann. Er breitete seine Flügel aus und flog dahin weit über's Haus. Hoch aus der Luft so frisch und munter: „Hab' Dank! hab' Dank!“ rief er herunter.

18) Der brave Sohn.

Ein Knabe, welcher eben der Schule entlassen war, ging zu einem Bauern, der einen großen Viehstand hatte, und bat denselben um Aufnahme und Arbeit. „Ich will dich zum Viehhüten annehmen,“ sagte der Bauer, „und als Lohn für den ganzen Sommer nebst der Kost sechs Gulden geben.“ — „Ich bin es zufrieden,“ sprach der Knabe, „nur bitte ich, daß ich den Lohn für jede Woche erhalte.“ „Warum das?“ fragte der Bauer. „Weil ich einen armen Vater zu Haus habe, den ich mit den paar Batzen, die ich verdiene, unterstützen kann.“ „Nun, du bist ein wohlgerathener Sohn,“ sagte der Bauer, „du sollst erhalten, was du begehrst.“ Der kleine Viehhüter brachte regelmäßig jeden Samstag den verdienten Lohn seinem dürftigen Vater, der seine große Haushaltung fast nicht bestreiten konnte, und der Bauer

gab ihm jedesmal noch mehr, als er verdient hatte, weil er seinen Dienst sehr treu versah.

19) Frühlingshimmel.

„Mutter, öffne dein Kämmerlein! laß schnell die kleine Julchen herein! Sie bringt dir Etwas von der Au: eine ganze Schürze voll Himmelblau!"

Da machte die kranke Mutter auf; das Kind sprang herein im raschen Lauf, öffnet' das Schürzchen — aber, o Leid! dahin ist die ganze Herrlichkeit! — „Ach Mutter!" ruft sie, „was ist gescheh'n! Kein Fleckchen Blau ist mehr zu seh'n! Den Frühlingshimmel wollt' ich dir bringen und hab' ihn verschüttet beim raschen Springen!" — „Nein," sprach die Mutter, „ich hab' ihn entdeckt, er hat sich in deinen Aeuglein versteckt; dort will ich ihn täglich schimmern sehen, bis wir zusammen in's Freie gehen!" — D'rauf küßte die Mutter des Kindes Mund und lachte fröhlich und wurde gesund.

20) Die treuen Hunde.

Ein Landmann in Frankreich ging mit seinen beiden Hunden in den Wald und bestieg eine sehr

hohe Buche. Er glitt aus, stürzte, blieb aber mit dem Fuße zwischen zwei gabelförmigstehenden Aesten hängen. So schwebte er, mit dem Kopfe abwärts gekehrt, zwischen Himmel und Erde, ohne sich helfen zu können. Seine Hunde winselten, liefen hin und her und gaben auf alle Weise ihre Angst und ihren Schmerz um ihren Herrn zu verstehen.

Endlich lief der eine von denselben nach Hause, erhob vor den Angehörigen seines Herrn ein klägliches Geheul, gebärdete sich äußerst unruhig, lief fort, kam wieder, lief wieder fort und gab auf alle Weise zu verstehen, daß man ihm folgen solle. Zuletzt ging man ihm nach; da rannte der Hund nach dem Walde zurück, wo sein Herr hing, lief wieder rückwärts, wenn die begleitenden Leute nicht schnell genug gingen. So brachte er sie zu rechter Zeit noch zu dem Baume, auf welchem sein Herr hing, und der Verunglückte wurde gerettet.

Der andere Hund war indessen bei seinem Herrn geblieben und erhob seine Stimme, so stark er konnte, um durch sein Bellen andere Leute aufmerksam zu machen und zur Hilfe zu veranlassen.

21) Kindliche Liebe.

Eine Mutter lag krank und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größeren knieten oft zusammen

nieder und beteten, daß Gott die Mutter wieder möchte gesünd werden lassen. Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bei dem Bette der kranken Mutter und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden und aufstehen würde. Einst sah dieses Kind bei dem Bette ein Arzneiglas stehen und fragte: „Mutter, was ist denn das?" — Die Mutter antwortete: „Kind, das ist etwas gar Bitteres, und doch muß ich es trinken, damit ich wieder gesund werde." — „Mutter!" sagte das gute Kind, „wenn es so bitter ist, so will ich es für dich trinken."

22) Der alte Großvater und der Enkel.

Es war einmal ein alter Mann, der konnte kaum gehen, seine Knie zitterten, er hörte und sah nicht viel und hatte auch keine Zähne mehr. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floß ihm auch Etwas wieder aus dem Munde. Sein Sohn und dessen Frau eckelten sich davor und deßwegen mußte sich der alte Großvater endlich hinter den Ofen in die Ecke setzen und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht einmal satt. Da sah er betrübt nach dem Tische, und die Augen wurden ihm naß.

Einmal auch konnten seine zitterigen Hände

das Schüsselchen nicht festhalten; es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt; er aber sagte nichts und seufzte nur. Da kauften sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Heller; daraus mußte er nun essen. Wie sie nun da sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen. „Was machst du da?" fragte der Vater. „Ei," antwortete das Kind, „ich mache ein Tröglein, daraus sollen Vater und Mutter essen, wann ich groß bin."

Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an, fingen endlich an zu weinen, holten den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen; sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.

23) Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn; der Knecht wär' selber ein Ritter gern. Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain und den Leib versenket im tiefen Rhein; hat angelegt die Rüstung blank, auf des Herren Roß sich geschwungen frank. Und als er sprengen will über die Brück', da stutzet das Roß und bäumt sich zurück. Und als er die goldenen Sporen ihm gab, da schleudert's ihn wild in den Strom hinab. Mit Arm, mit

Füße rudert und ringt, der schwere Panzer ihn niederzwingt.

24) Des Löwen Großmuth.

Zu Florenz war ein Löwe des Großherzogs aus seinem Behältnisse gebrochen und in die Stadt entflohen, wo er Alles in Furcht und Schrecken setzte. Unter Andern entlief vor ihm ein Weib mit ihrem Kinde auf dem Arme. Das Thier kam ihr so nahe, daß sie in der Angst das Kind fallen ließ. Der Löwe nahm es in den Rachen und machte Miene, es zu verzehren.

Als das die Mutter sah, lief sie ausser sich zurück, warf sich vor dem Löwen flehend auf die Kniee nieder und streckte beide Hände nach ihrem Kinde aus. Das Thier sahe sie an, schien von ihrem Jammer gerührt, ließ sich das Kind aus dem Rachen nehmen und ging seiner Wege, ohne der Mutter oder ihrem Säugling etwas zu Leide gethan zu haben.

25) Das Kind und die Unke.

Ein Kind saß vor der Hausthüre auf der Erde und hatte sein Schüsselchen mit Milch und Weckbrocken neben sich und aß. Da kam eine Unke (Kröte) gekrochen und senkte ihr Köpfchen

in die Schüssel und aß mit. Am andern Tage kam sie wieder und so eine Zeit lang jeden Tag. Das Kind ließ sich das gefallen; wie es aber sah, daß die Unke immer fort blos die Milch trank und die Brocken liegen ließ, nahm es sein Löffelchen, schlug ihr ein Bischen auf den Kopf, und sagte: „Ding, iß auch Brocken!" Seine Mutter aber hörte, daß es mit Jemand sprach, kam hervor, und als sie die Unke erblickte, schlug sie sie todt. Und das Kind, das, seit die Unke mit ihm gegessen hatte, schön und groß geworden war, magerte von dem Augenblicke an ab und starb bald darauf.

26) Die Sternthaler.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr, darin zu schlafen, und gar nichts mehr, als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt und das ihm ein mitleidiges Herz noch geschenkt hatte. Es war aber gar gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's freie Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der sprach: „Ach, gib mir doch etwas zu essen, ich bin so hungrig!"

Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod und sagte: „Gott segne dir's!“ — und ging weiter. Da kam ein Kind, das jammerte und sprach: „Es friert mich so an meinem Kopf; schenk' mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es seine Mütze ab und gab sie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, kam wieder ein Kind und hatte kein Leibchen an und fror; da gab es ihm seines. Und noch weiter; da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von sich hin.

Endlich kam es in einen Wald und es war schon dunkel geworden, da kam noch eins und bat um ein Hemdchen, und das fromme Mägdlein dachte: Es ist dunkle Nacht, da kannst du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch hin. Und wie es so stand und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich sein Hemdlein weggegeben, so hatte es ein neues vom allerfeinsten Linnen. Da sammelte es sich die Thaler hinein und ward reich für sein Lebtag.

27) Der Knabe im Erdbeerschlag.

Ein Junge läuft, geht in den Wald am Sonntag Nachmittag, kommt in die Büsch' und findet bald Erdbeeren Schlag an Schlag. Er

pflückt und ißt sich halb zu todt und denkt: Das ist mein Abendbrod.

Und wie er ißt, so rauscht's im Laub', es kommt ein schöner Knab', der hat ein Kleid von Silberstaub und einen gold'nen Stab; es glänzt des Knaben Angesicht, als wie im Schnee das Sonnenlicht. Der Knabe red't den Jungen an: „Was issest da so gut?" — „Ha nichts!" — so brummt der Jung' ihn an, rückt nicht einmal den Hut. D'rauf spricht der Knab': „Ei, ißt du nichts, du grober Wicht, gedeiht auch nichts!" — Verschwunden ist der Knab'; es steh'n ringsum die Büsch' im Duft, d'raus fliegt ein Engel wunderschön auf in die blaue Luft. Der Junge gafft die Bäume an und nimmt verblüfft den Reißaus dann.

Kein Segen ist nun seit der Zeit im Beerenessen mehr; iß davon bis in Ewigkeit: dir bleibt der Magen leer. Iß Hände voll so viel du willt, der Hunger wird doch nicht gestillt. — Was geb' ich dir als Lehre d'rein? Was meinst dazu? Man muß mit fremden Leuten freundlich sein in Wort und Red' und Gruß; die Mütze zieh'n zu rechter Zeit, sonst hat man Schand' und kommt nicht weit.

28) Der Vogel am Nest.

„Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann: rühre mein kleines Nest nicht an! O sieh nicht mit dei-

Blicken hin! Es liegen ja meine Kinder d'rin, die werden erschrecken und ängstlich schrei'n, wenn du schaust mit den großen Augen hinein."

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern, doch stand er behutsam still von fern. Da kam der arme Vogel zur Ruh, flog hin und deckte die Kleinen zu, und sah so freundlich den Knaben an: „Hab' Dank, daß du ihnen kein Leid gethan!"

29) Vom listigen Grasmücklein.

Klaus ist in den Wald gegangen, weil er will die Vög'lein fangen; auf den Busch ist er gestiegen, weil er will die Vög'lein kriegen. Aber's Vögelein, das alte, schaut vom Nestlein durch die Spalte, schaut und zwitschert: „Ei, der Daus! Kinderlein, es kommt der Klaus! hu mit einem großen Prügel, Kinderlein wohl auf die Flügel!" Prr, da flattert's: husch, husch, husch! leer das Nest und leer der Busch!

Und die Vög'lein lachen Klaus mit dem großen Prügel aus, daß er wieder heimgegangen zornig, weil er nichts gefangen, daß er wieder heimgestiegen, weil er konnt' kein Vög'lein kriegen."

30) Das Vogelnest.

Im Garten flog ein Vögelein, das sang gar wunderschön. Es war so lieblich und so klein, gar lieblich anzuseh'n. Das Vög'lein wollte gar zu gern ein kleines Nestlein bau'n! Es wählt von Haus und Menschen fern im Garten einen Zaun. — Hier legt es zarte Eierlein und lebt in guter Ruh, nnd deckt mit seinen Flügelein die lieben Kleinen zu. Schon schrie'n die Jungen pipipi! da flog die Mutter aus und brachte Futter spät und früh den Vögelchen nach Haus.

Doch ach! zwei wilde Knaben sah'n das allerliebste Nest, und packten's wild und grausam an und legten's in Arrest. Da weint das alte Vögelein, dem sie das Nest geraubt. „Gebt her! die Jungen sind ja mein; wer hat euch das erlaubt?"

Allein lieb Mariannchen kam und hört' das Vög'lein schrei'n, und ihren bösen Brüdern nahm sie weg das Nestelein; und setzt es wieder in den Zaun, die Jungen unversehrt, und freut sich, daß sie's in dem Zaun nun wieder pipen hört.

Und alt und junges Vögelein hat Mariannchen lieb und sang, wenn sie beim Mondenschein im stillen Gärtchen blieb.

31) Das thörichte Bäumlein.

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald, in gutem und bösem Wetter; das hat von unten bis oben nur Nadeln gehabt statt Blätter; die Nadeln die haben gestochen, das Bäumlein das hat gesprochen: „Alle meine Kameraden haben schöne Blätter an, und ich habe nur Nadeln; Niemand rühret mich an. Dürft' ich mir wünschen, wie ich wollt, wünscht' ich mir Blätter von lauter Gold.

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein und früh ist's aufgewacht: da hatt' es gold'ne Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz, gold'ne Blätter hat kein Baum im Holz."

Aber wie es Abend ward, ging ein Mann durch den Wald mit großem Sack und großem Bart. Der sieht die goldnen Blätter bald; er steckt sie ein, geht eilends fort und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Grämen: „Die gold'nen Blättlein dauern mich; ich muß vor den andern mich schämen, sie tragen so schönes Laub an sich. Dürft' ich mir wünschen noch etwas, wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas."

Da schlief das Bäumlein wieder ein und früh' ist's wieder aufgewacht; da hatt' es gläserne Blätter fein, das war eine Pracht! Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh; kein Baum im Walde glitzert so."

Da kam ein großer Wirbelwind mit einem argen Wetter; der fährt durch alle Bäume geschwind und kommt an die gläsernen Blätter: da lagen die Blätter vom Glase zerbrochen in dem Grase.

Das Bäumlein spricht mit Trauern: „Mein Glas liegt in dem Staub! Die andern Bäume dauern mit ihrem grünen Laub. Wenn ich mir noch was wünschen soll, wünsch' ich mir grüne Blätter wohl."

Da schlief das Bäumlein wieder ein und wieder früh ist's aufgewacht; da hatt' es grüne Blätter fein. Das Bäumlein lacht und spricht: „Nun hab' ich doch Blätter auch, daß ich mich uicht zu schämen brauch'."

Da kommt mit vollem Euter die alte Geis gesprungen; sie sucht sich Gras und Kräuter für ihre Jungen; sie sieht das Laub und fragt nicht viel, sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer. Es spricht nun zu sich selber: „Ich begehre nun keine Blätter mehr, weder grüner, noch rother, noch gelber; hätt' ich nur meine Nadeln, ich wollte sie nicht tadeln."

Und traurig schlief das Bäumlein ein, und traurig ist es aufgewacht; da besieht es sich im Sonnenschein und lacht und lacht! — Alle Bäume lachen's aus; das Bäumlein macht sich nichts daraus.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht, und warum denn seine Kameraden? — Es hat bekom-

men in Einer Nacht wieder alle seine Nadeln, daß Jedermann es sehen kann. Geh 'naus, sieh's an, doch rühr's nicht an!

32) Hund und Rabe.

„Rabe, du Schelm, du Spitzbube dort, schleppst mir das schöne Stück Fleisch da fort!" — „Hündchen, nur nicht so böse sei! Weißt du, ich bin die Polizei, muß nach den bösen Dieben spüren und das Gestohl'ne confisciren!"

— Der Rabe hatte gewiß gelogen, den Hund um seinen Braten betrogen; doch der hat ihn nicht darüber verklagt. Ich denke, er hat es nicht gewagt; es sollte wohl nicht zu Tage kommen, woher er ihn selbst erst hatte genommen.

33) Der treue Pudel.

Ein Kaufmann machte eine Reise, auf der ihn sein Pudel begleitete. Er verlor seinen Mantelsack. Der nachfolgende Hund bemerkte denselben, und er gab sich sogleich alle Mühe, durch Wedeln, Bellen, Hinaufspringen an dem Pferde seines Herrn denselben zur Rückkehr zu bewegen. Da der Hund sich durch nichts abhalten ließ, seinen Herrn zu

bezeigen, was er thun sollte, so hielt ihn Letzterer für toll und streckte ihn durch einen Schuß nieder. Als der Reisende später seinen Verlust gewahr wurde, ritt er zurück. Aber welch' rührender Anblick bot sich ihm dar! Da lag sein Mantelsack am Wege, der sterbende Pudel auf demselben, der dem Hinzugetretenen noch zum letzten Mal seine Pfote darreichte.

34) Fuchs und Ente.

„Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich? Komm' doch einmal her an das Ufer gleich! ich hab' dich schon lange was wollen fragen." — „Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen; du bist mir so schon viel zu klug, d'rum bleib' ich dir lieber weit genug."

Herr Fuchs der ging am Ufer hin und war verdrießlich in seinem Sinn. Es lüsterte ihn nach einem Braten, das hatte die Ente gar wohl errathen. Heut hätt' er so gerne schwimmen können; nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen.

35) Gott schützt die Kleinen.

Ein kleines, zartes Kind stand am Thore seines älterlichen Hofes, als eben der Vater mit

einem schwerbeladenen Kornwagen hereinfuhr. Eins der Pferde stieß das Knäblein um, so daß es gerade vor das eine Rad zu liegen kam. In diesem Augenblicke blieben die Pferde stehen. Der Vater, welcher sein Kind nicht bemerkte, trieb sie mehrmals an, doch umsonst; sie standen unbeweglich wie Mauern. Jetzt ging er um den Wagen herum, damit er sehe, ob etwas im Wege liege. — Mit Todesschrecken erblickt er sein Kind vor dem Rade. Erstaunt und mit Thränen des Dankes und der Freude hob er es auf. Es war unversehrt und lächelte gegen den Vater. Als Abends die Mutter vom Felde nach Hause kam, trug ihr der Vater das Kind entgegen und sagte: „Hier ist dein Kind, das dir Gott zum Zweitenmal geschenket hat. Ein Engel Gottes hat meine Pferde am Zügel gehalten, sonst hätte ich es dir todt hergebracht."

36) Der Hüter Israels schläft nicht.

Auf dem Riesengebirge lebte eine arme Frau, die hatte ein kleines Kind und hütete für andere Leute eine Viehherde. Einmal saß sie mit ihrem Kinde im Walde und gab demselben Brei aus dem Schüsselchen; die Kühe aber weideten auf der Wiese. Von der Weide gingen die Kühe in den Wald. Die Frau ging zu den Kühen hin und wollte sie forttreiben. Unterdessen kam eine große

Wölfin aus dem Dickicht des Waldes, ging auf das Kind los, packte es bei seinem Röckchen und trug es in das Innere des Waldes. Die Mutter kam von den Kühen wieder zurück, fand aber ihr Kind nicht mehr; auch fehlte der Eßlöffel. Sie lief zu ihrem Dorfe zurück und jammerte gar sehr um ihr Kind.

Unterdessen kam ein Bote durch den Wald gegangen und verirrte sich. Aus einem Gebüsche vernahm er die Worte: „Geh, oder ich geb' dir Eins! geh, oder ich geb' dir Eins!" Er geht in das Gebüsche, findet auf dem Boden ein kleines Kind und sechs junge Wölfe um dasselbe. Die jungen Wölfe fuhren immer auf das Kind zu und schnappten nach seinen Händchen; das Kind aber schlug sie stets mit dem hölzernen Löffel auf die Nase und sagte dabei: „Geh, oder ich geb' dir Eins!"

Der Bote verwunderte sich, schlug mit einem Prügel unter die jungen Wölfe, daß sie davon liefen, nahm das Kind schnell auf die Arme und eilte aus allen Kräften aus dem Gebüsche. Am Ende des Waldes kamen ihm Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln entgegen und wollten den Wolf erlegen. Die Mutter war auch dabei und empfing zu ihrer großen Freude aus den Händen des Boten ihr kleines Kind wieder. Tausend Dank sagte sie dem guten Manne und unter viel Freudenthränen dankte sie dem allmächtigen Gott, daß er ihr Kind aus der Todesgefahr errettet und ihr aufs Neue geschenkt hatte.

37) Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.

Denk an! das Büblein ist einmal spaziren gangen im Wiesenthal; da ward es müd' gar sehr und sagt': „Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist das Bächlein geflossen kommen und hat das Büblein mitgenommen; das Büblein hat sich aufs Bächlein gesetzt und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!" Aber was meinst du? Das Bächlein war kalt, das hat das Büblein gespürt gar bald; es hat's gefroren gar sehr, es sagt': „Ich kann nicht mehr; wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist das Schifflein geschwommen kommen und hat das Büblein mitgenommen; das Büblein hat sich aufs Schifflein gesetzt und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt!" — Aber siehst du? Das Schifflein war schmal; das Büblein denkt: „Da fall' ich einmal." Da fürcht't es sich gar sehr und sagt: „Ich mag nicht mehr! Wenn nur was käme und mich mitnähme."

Da ist die Schnecke gekrochen kommen und hat das Büblein mitgenommen; das Büblein hat sich ins Schneckenhäuslein gesetzt und hat gesagt: „Da gefällt mir's jetzt!" Aber denk'! Die Schnecke war kein Gaul; sie war im Kriechen gar zu faul. Dem Büblein ging's langsam zu sehr, es sagt:

„Ich mag nicht mehr! Wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist der Reiter geritten gekommen und hat das Büblein mitgenommen; das Büblein hat sich hinten aufs Pferd gesetzt und hat gesagt: „So gefällt mir's jetzt! Aber gib Acht! Das ging wie der Wind, es ging dem Büblein gar zu geschwind; es hopst d'rauf hin- und her und schreit: „Ich kann nicht mehr! Wenn nur was käme und mich mitnähme!"

Da ist ein Baum ihm ins Haar gekommen und hat das Büblein mitgenommen; er hat's gehängt an einen Ast gar hoch; dort hängt das Büblein und zappelt noch. „Ist denn das Büblein gestorben?" Nein! es zappelt ja noch! Morgen geh'n wir hinaus und thun's herunter.

38) Vögel und Eule.

Frau Eule sieh, kommst du auch ans Licht? Hab' nur nicht ein so grämlich Gesicht! Du machst uns sonst wohl Sorgen und Schrecken; heut laß dich einmal ein wenig necken. — „O schiene der Tag nur nicht so helle, ich fräß' euch alle gleich auf der Stelle."

Dann spielten die andern, sie saß allein; da fragte sie eins: „Was hast du für Pein, und machst ein Gesicht wie die theure Zeit?" Sie

sprach: „Mich verdrießt eure Lustigkeit, mich ärgert der helle Sonnenschein, mich erbost dein Fragen da und Schrei'n."

39) Das Bäumchen.

Ein Vater reis'te über das Meer in ein fernes Land. Ehe er aber von dannen zog, berief er alle seine Kinder zusammen. Er selbst aber trug ein Bäumchen in seiner Hand, und sie pflanzten es gemeinschaftlich. Da sprach der Vater: „Wenn ihr dieses Bäumchen ansehet, so gedenket eures Vaters in der Ferne. Ehe es dreimal blüht, hoffe ich wieder bei euch zu sein, so Gott will!"

Also sprach er und zog von dannen, und das Bäumchen blühete schön und lieblich das erste Jahr. Aber als nun der Vater über das Meer fuhr, da erhob sich ein gewaltiger Sturm und das Schiff scheiterte an den Felsen, und der Vater ward in den Wellen begraben.

Da weinten und trauerten die Kinder viele Monden lang und vor allem, wenn das Bäumchen Knospen gewann und blühte, standen sie umher und weinten.

Da trat ein kluger Mann, ein Freund des Verstorbenen, zu den Kindern und sprach: „Sehet, das Bäumchen hat seine Bedeutung verloren und ist euch zum Schmerz geworden; darum lasset mich

es fortnehmen und anderswohin pflanzen, damit sein Anblick euch nicht ferner betrübe!"

Da antworteten die Kinder alle einmüthiglich und sprachen: „Ach nein, laß uns das Bäumchen! Blühet uns auch nicht Freude auf ihm, sondern Thränen und Schmerz — so sind es ja Thränen der Liebe und Schmerzen kindlicher Sehnsucht, dem theuern Vater geweint. Ach nein, nimm uns das Bäumchen nicht!"

40) Störche.

„Ihr lieben Störche, was habt ihr im Sinn? warum fliegt ihr alle zur Sonne hin?" — „Es wird so kalt und schaurig hier, uns friert, d'rum ziehen von dannen wir." — „Fliegt hin denn mit eurem leichten Gefieder; doch, Störche, das bitt' ich, kommt recht bald wieder!"

Und wie sie waren fortgeflogen, da kam der Winter hergezogen; das leere Nest auf dem Dache droben, das streut er mit Federn voll bis oben, doch mocht' es ein kaltes Lager sein, da konnte sich wohl kein Storch dran freu'n.

„Die Sonne scheint, der Sommer ist nah; nun sind auch wir Störche wieder da. Wir haben im fernen Land unterdessen nicht unser liebes Nest vergessen. Da steht's noch; nun wollen wir's

putzen und hüten und still d'rinn wohnen und fröhlich brüten."

Sie bauten es aus mit Holz und Stroh; sie waren so eifrig dabei, so froh. Frau Störchin saß drauf drei Wochen lang, da hörte man bald gar mancherlei Klang. Fünf Störchlein reckten die Köpfchen herauf und sperrten die hungrigen Schnäbel auf.

41) Heute roth, morgen todt.

Im Jahre 1836 standen fünf Kinder in einem Hause um den Weihnachtsbaum. Helle Wachslichter beleuchteten denselben. Da sprach Monika, das älteste Mädchen: „Ach, vielleicht übers Jahr brennt mir kein Weihnachtsbaum mehr!" Der Monat Januar ging vorüber, der Februar kam; da ging das liebe Kind in die obere Heimath und wandelt nun unter den Lebensbäumen Gottes, denn sie wußte, an wen sie glaubte.

42) Wandersmann und Lerche.

„Lerche, wie früh schon fliegest du jauchzend der Morgensonne zu?" — „Will dem lieben Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen;

das ist von Alters her mein Brauch; Wandersmann, deiner doch wohl auch?"

Und wie so laut in der Luft sie sang, und wie er schritt mit munterm Gang, war es so froh, so hell den Zwei'n, im lieben klaren Sonnenschein. Und Gott der Herr im Himmel droben hörte gar gern ihr Danken und Loben.

---

43) Bet' und arbeit'.

Ein armer Vater machte sich bei einer großen Theurung viel Sorgen und dachte: Wie willst du doch mit den Deinigen durchkommen? Da sah er im Traume drei Engel. Der erste kniete und betete: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Mein Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Der andere grub ein Wurzelgemüse aus der Erde und sagte dabei: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen."

Der dritte las die ausgegrabenen Wurzeln zusammen und sprach: „Sammelt die übrigen Brocken, auf daß nichts umkomme."

Aus diesem Traume merkte der bekümmerte Vater, daß er nur glaubensvoll beten, fleißig arbeiten und, was er habe, wohl zu Rathe halten

solle; Gott würde dann ihn und die Seinigen wohl erhalten.

44) Gottes Fürsorge.

Es ist kein Mänslein so jung und klein, es hat sein liebes Mütterlein, das bringt ihm manches Krümchen Brod, damit es nicht leidet Hunger und Noth.

Es ist kein liebes Vögelein im Garten draußen so arm und klein, es hat sein warmes Federkleid; da thut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling, kein Würmchen im Sommer so gering, es findet ein Blümchen, findet ein Blatt, davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt, dem nicht sein eignes Theil ist bestellt, sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus, darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das Alles so bedacht? Der liebe Gott, der Alles macht, und sieht auf Alles väterlich; der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

Zweite Abtheilung.

45) Das Gewissen.

Ein reicher Juwelier in Holland that eine Reise und nahm nur einen Bedienten mit. Dieser wußte, daß sein Herr kostbare Juwelen und eine große Summe Geldes mit sich führte, und faßte den gottlosen Vorsatz, ihn zu ermorden. Er sah sich die Gelegenheit aus, da sein Herr einmal vom Pferde stieg, nahm eine Pistole und erschoß ihn auf der Stelle. Dann hängte er ihm einen großen Stein an den Hals und versenkte ihn in einem nahen Wasser. Hierauf bemächtigte er sich des Mantelsacks, ritt fort, der See zu, verkaufte die Pferde und schiffte sich mit den geraubten Schätzen nach England ein, wo er sich in einer Mittelstadt niederließ.

Hier fing er anfangs einen ganz kleinen Handel an, um seinen Reichthum nicht zu verrathen. Vorsichtig benutzte er diesen, um sein Geschäft nach und nach, so daß es nicht auffallen konnte, zu erweitern. Nach einigen Jahren galt er als ein

reicher und darum angesehener Kaufmann. Allgemein glaubte man, er habe sein beträchtliches Vermögen allein durch Fleiß und Klugheit, so wie durch das Glück, welches Beide, wo sie beisammen sind, so gern begleitet, erworben. Er heirathete nun ein reiches Mädchen aus einer angesehenen Familie der Stadt, und weil er sich zugleich im Handel rechtlich und äußerlich ehrbar bewies, so bekam er bald ein städtisches Amt, stieg darauf von einer Würde zur anderen und wurde endlich sogar Bürgermeister. Dieses Amt verwaltete er so gut, daß die ganze Stadt wohl mit ihm zufrieden war.

Nur er selbst konnte nicht zur Zufriedenheit mit sich gelangen. Wenn er das wohlthätigste Werk gethan, wenn er die volleste Gerechtigkeit geübt hatte, so trat ihm jene Stunde vor die Seele, wo er den tödtlichen Schuß that und seinen blutenden Herrn an den Fluß schleppte. Immer fürchtete er noch, die andere dazugehörige Stunde — die Stunde der Entdeckung — werde kommen. Und sie kam auch.

Einst saß er als Vorstand bei dem peinlichen Gerichte, wo ein Mensch verhört wurde, der seinen eigenen Herrn ermordet haben sollte. Die Zeugen wurden vernommen und die Schuld des Angeklagten durch ihre Aussagen erwiesen. Die übrigen Mitglieder des Gerichts sprachen der Reihe nach das Schuldig! Nun war es an dem Bürgermeister, das Todesurtheil über den Verbrecher auszusprechen. Alle Zuhörer warteten darauf einige Minuten mit

ängstlicher Spannung. Aber sein Gewissen war mächtig aufgewacht, als er einen Menschen verurtheilen sollte, mit dem er selbst in gleicher Verdammniß war. Er veränderte seine Gesichtsfarbe und war unfähig, ein Wort hervorzubringen.

Endlich stand er von seinem Richterstuhle auf, stellte sich neben den Angeklagten und redete die Beisitzer des Gerichtes also an: „Ihr seht hier ein Beispiel der gerechten Rache Gottes. Nachdem ich dreißig Jahre lang meine böse That verhehlt habe, zwingt mich mein Gewissen, sie selbst ans Licht zu bringen."

Hierauf erzählte er, wie grenzenlos undankbar er seinen guten Herrn einst ermordet habe und fuhr dann fort: „Dreißig Jahre lang kämpfte ich, um durch äußerliche Rechtlichkeit mein Gewissen zu beschwichtigen; aber ruhig bin ich nie geworden. Jetzt, wo ich ein Todesurtheil über einen abscheulichen Verbrecher aussprechen sollte, stieg meine Seelenangst aufs Höchste, weil es wie mit Donnerstimme mir ins Herz rief, daß ich noch abscheulicher sei, als er. Ich kann und will dem Allmächtigen nicht länger widerstreben, ich fühle, daß mir seine Gnade sonst ewig verloren wäre. Demnach bezeuge ich hiermit vor ihm, dem Allgegenwärtigen, und vor dieser ganzen Versammlung, daß ich schuldig bin des absichtlichen schändlichsten Mordes, und fordere, daß über mich das verdiente Todesurtheil gefällt werde."

Das Erstaunen der Richter und aller Anwe-

senden, als sie ihren geachteten Bürgermeister ein solches Bekenntniß ablegen hörten, ist, wie sich denken läßt, unbeschreiblich. Einzelne seiner Freunde wollten ihn für wahnsinnig erklären; aber seine Reden widerlegten ihren wohlgemeinten Versuch. Andere waren der Meinung, daß ein gebessertes und sogar wohlthätiges Leben während ganzer dreißig Jahre (in welcher Zeit selbst jedes Recht verjährt) die Schuld getilgt haben müsse. Aber der gequälte Selbstankläger beharrte auf der Forderung eines Todesurtheiles und bat darum, als um eine Gnade.

Es wurde ihm endlich nach Beobachtung der gehörigen Rechtsformen gesprochen, und er starb mit einem reuigen und bußfertigen Herzen. Das ist die Macht Gottes des Heiligen in unserer eigenen Brust.

46) Am Morgen reich, am Abend arm.

Vor vielen Jahren wollten einige Bäcker einem Bauern aus einem Dorfe bei Erfurt Korn abkaufen. Der Bauer setzte einen sehr hohen Preis für diese Frucht an. Die Bäcker bemerkten: „Es ist ja eine sehr gesegnete Ernte zu erwarten!“ Der Bauer erwiederte: „Auf dem Felde steht das Getreide schön, aber ein Hagel kann es niederstrecken. Für mein Korn auf dem Speicher ist kein Unfall mehr zu befürchten.“ Was geschah? Vier Stun-

den nach dem vergeblichen Handel stiegen schwarze Gewitterwolken auf, der Blitz schlug in des Bauern Haus, und Haus und Getreide ging in Feuer auf.

47) Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und für die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen. Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!" — Also seufzte die Mutter, denn es war eine Theurung im Lande. Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von Neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben blühende Röslein. Mutter, das zeuget uns ja, daß er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel."

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe, immer kleiner und kleiner, je zwei für ein

jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinte. Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen! Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unsern Tagelauf, wie sie, mit fröhlichem Antlitze beginnen!"

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten sammt den Kindern. Denn der Glaube erhebet den Muth und die Liebe gewähret Stärke.

48) Gottes Speise.

Es waren einmal zwei Schwestern, die eine hatte keine Kinder und war reich, die andere hatte fünf Kinder und war eine Wittwe, und war so arm, daß sie nicht mehr Brod genug hatte, sich und ihre Kinder zu sättigen. Da ging sie in ihrer Noth zu ihrer Schwester und sprach: „Meine Kinder leiden mit mir den größten Hunger; du bist reich, gieb mir doch ein Bißchen Brod." Die steinreiche war auch steinhart und sprach: „Ich habe selbst nichts in meinem Hause," und wies die arme mit bösen Worten fort.

Nach einiger Zeit kam der Mann der reichen Schwester heim und wollte sich ein Stück Brod schneiden; wie er aber den ersten Schnitt in den Laib that, floß das rothe Blut heraus. Als die Frau das sah, erschrack sie und erzählte ihm, was geschehen war. Er eilte hin und wollte helfen. Wie er aber in die Stube der Wittwe trat, so fand er sie betend; die beiden jüngsten Kinder hatte sie auf den Armen, die drei ältesten lagen da und waren gestorben. Er bot ihr Speise an, aber sie antwortete: „Nach irdischer Speise verlangen wir nicht mehr; drei hat Gott schon gesättigt, unser Flehen wird er auch erhören." Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, so thaten die beiden Kleinen ihren letzten Athemzug und darauf brach auch ihr das Herz und sie sank todt nieder.

49) Die Einladung.

Ein frommer Landmann in der Kirche saß; den Text der Pfarrer aus Johannis las am Ostermontag, wie der Heiland rief am Ufer: Kindlein, habt ihr nichts zu essen? Das drang dem Landmann in die Seele tief, daß er in stiller Wehmuth dagesessen. Drauf betet er: „Mein liebster Jesus Christ! so fragest du? O wenn du hungrig bist, so sei am nächsten Sonntag doch mein Gast und

halt an meinem armen Tische Rast. Ich bin ja wohl nur ein geringer Mann, der nicht viel Gutes dir bereiten kann, doch deine Huld, die dich zu Sündern trieb, nimmt auch an meinem Tische wohl vorlieb."

Er wandelt heim und spricht sein herzlich Wort an jedem Tag, die ganze Woche fort. Am Samstag Morgens läßt's ihn nimmer ruh'n. „Frau" hebt er an, „nimm aus dein beßtes Huhn, bereit es kräftig; fege Flur und Haus, stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß; denn wisse, daß du einen hohen Gast auf morgen Mittag zu bewirthen hast. Putz' uns're Kinderlein, mach' Alles rein; der werthe Gast will wohl empfangen sein."

Da springen alle Kinderlein heran: „O Vater, wer? wie heißt der liebe Mann?" Die Mutter fragt: „Nun, Vater, sage mir, gar einen Herren ludest du zu dir?" Der Vater aber lächelt, sagt es nicht, und Freude glänzt in seinem Angesicht.

Am Sonntag ruft der Morgenglocken Hall, zum lieben Gotteshause zieh'n sie all', und immer seufzt der Vater innerlich: „O lieber Jesu, komm, besuche mich! Du hast gehungert, ach so möcht' ich gern dich einmal speisen, meinen guten Herrn."

Wie die Gemeinde drauf nach Hause geht, die Mutter bald am Heerde wieder steht. Das Huhn ist weich, die Suppe dick und fett; sie deckt den Tisch, bereitet Alles nett, trägt auf und denkt beim zwölften Glockenschlag: Wo doch der Gast so lange bleiben mag?

Es schlägt auf Eins; da wird's ihr endlich bang: „Sprich, lieber Mann! wo weilt dein Gast so lang? Die Suppe siedet ein; die Kinder steh'n so hungrig da, und noch ist nichts zu seh'n. Wie heißet denn der Herr? Ich glaube fast, daß du vergeblich ihn geladen hast."

Der Vater aber winkt den Kinderlein: „Seid nur getrost, er kommt nun bald herein!" D'rauf wendet er zum Himmel das Gesicht und faltet zum Gebet die Hände, spricht: „Herr Jesu Christe komm', sei unser Gast, und segne uns, was du bescheret hast!"

Da klopft es an der Thüre. Seht, ein Greis blickt matt herein, die Locken silberweiß: „Gesegn' euch's Gott! Erbarmt euch meiner Noth! Um Christi willen nur ein Stücklein Brod! Schon lange bin ich hungrig umgeirrt; vielleicht daß mir bei euch ein Bissen wird."

Da eilt der Vater: „Komm', du lieber Gast! Wie du so lange doch gesäumet hast! Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht! Komm', labe dich! Du kommst noch nicht zu spät." Und also führet er den armen Mann mit hellen Augen an den Tisch hinan.

Und, Mutter, sieh doch! seht, ihr Kinderlein den Heiland lud ich vor acht Tagen ein; ich wußt' es wohl, daß, wenn man Jesum läd't, er einem nicht am Haus vorüber geht. O Kinder seht! in diesem Aermsten ist heut unser Gast der Heiland Jesus Christ."

50) Der Landmann.

In dem schönen Lande Italien liegt an dem Flusse Po eine Stadt, die heißt Verona. Ueber den Fluß führte vor Jahren eine schöne Brücke, auf deren mittlerem Bogen ein Häuschen stand. In diesem Häuschen lebte ein Mann, der den Brückenzoll von Vorübergehenden oder Fahrenden einnahm, und deßhalb von den Leuten kurzweg der Zöllner genannt wurde.

In einem strengen Winter war der Pofluß dick gefroren, und weil plötzlich starkes Thauwetter eintrat, so schmolz in kurzer Zeit der Schnee in den Gebirgen, und Ströme Wassers stürzten herab und schwellten den Fluß sehr an, daß er die Eisdecke zerbrach, ehe man sich dessen versah. Das Eis schwamm in mächtigen Stücken gegen die Brücke und riß, ehe der Zöllner mit seiner Frau und seinen Kindern flüchten konnten, auf beiden Seiten die Bogen der Brücke darnieder, so daß er nirgendsmehr einen Ausweg fand. Das Eis drang immer zerstörender und gewaltiger heran, zertrümmerte bald das feste Gemäuer der Brücke und nach wenigen Stunden war nichts mehr davon übrig, als der einzige Pfeiler, auf dem des Zöllners Häuschen stand. Der Unglückliche, der seinen eigenen und seiner ganzen Familie Tod vor Augen sah, jammerte mit gerungenen Händen nach Hülfe. Aber obwohl viele Menschen

an beiden Ufern des Flusses standen und auch Nachen zur Hand waren, so hatte doch Niemand den Muth, den Kahn durch die rollenden Eisschollen zu zwingen, um den verzweifelnden Zöllner mit seiner Familie zu erretten.

Ein reicher Graf sprengte heran, hielt einen mit Gold gefüllten Beutel in die Höhe und rief: „Dies zur Belohnung dem, der es wagt, die unglückliche Familie des Zöllners zu retten!"

Die umstehende Menge vernahm die Worte des edlen Grafen, aber keiner fand sich, das Wagstück zu versuchen, so lockend auch der Preis in den Ohren erklang.

Schon gab man alle Hoffnung für die Bedrängten auf; da schritt ein schlichter Landmann durch die Menge an das Ufer, löste einen Nachen, sprang hinein und zwängte mit starkem Arm und hohem Muthe den Kahn durch das krachende Eis und durch die rauschenden Wogen. Mit bangem Herzen schaute ihm die Menge nach, mit bängerem Herzen erwartete der Zöllner seinen Retter. Glücklich kam dieser an, aber der Nachen war zu klein, die ganze Familie zu fassen. Dreimal wiederholte der Landmann sein kühnes Beginnen, dreimal fuhr er an den Pfeiler und wieder zurück, und ruhete nicht, bis ihm die edle That ganz gelungen war.

Die Geretteten überhäuften ihn mit Danksagungen und der Graf reichte ihm den Beutel mit Goldstücken. Aber diesen wies der Landmann zurück. „Nicht für Geld," sagte er, „habe ich mein

Leben gewagt! Schenkt es dem armen Zöllner, der all' sein Hab und Gut verloren hat!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, zertheilte er die Menge der Umstehenden und verschwand in der Ferne. Lauter Beifallsruf folgte ihm nach.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber Gott im Himmel kennt ihn und wird gewiß den Edelmuth des schlichten Landmanns reichlich segnen.

---

51) Rabbi Möir und seine Gattin.

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohlunterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne?" fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe." „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiederte er, „und bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgang des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie — und setzte ihm vor

zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er. — „Vor wenig Tagen," sprach sie, „gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wieder geben?" „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen," sagte Rabbi Möir. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?" „O nein!" versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht." Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne!" jammerte der Vater — „meine Söhne!" Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" — „Der Name des Herrn sei gelobet!" stimmte Rabbi Möir mit ein. —

52) Der Pächter.

Im Herzogthum Mecklenburg lebte zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Pächter auf einem Edelhofe. Dieser besuchte seinen Schwager, der in

50) Der Landmann.

In dem schönen Lande Italien liegt an dem Flusse Po eine Stadt, die heißt Verona. Ueber den Fluß führte vor Jahren eine schöne Brücke, auf deren mittlerem Bogen ein Häuschen stand. In diesem Häuschen lebte ein Mann, der den Brückenzoll von Vorübergehenden oder Fahrenden einnahm, und deßhalb von den Leuten kurzweg der Zöllner genannt wurde.

In einem strengen Winter war der Pofluß dick gefroren, und weil plötzlich starkes Thauwetter eintrat; so schmolz in kurzer Zeit der Schnee in den Gebirgen, und Ströme Wassers stürzten herab und schwellten den Fluß sehr an, daß er die Eisdecke zerbrach, ehe man sich dessen versah. Das Eis schwamm in mächtigen Stücken gegen die Brücke und riß, ehe der Zöllner mit seiner Frau und seinen Kindern flüchten konnten, auf beiden Seiten die Bogen der Brücke darnieder, so daß er nirgendsmehr einen Ausweg fand. Das Eis drang immer zerstörender und gewaltiger heran, zertrümmerte bald das feste Gemäuer der Brücke und nach wenigen Stunden war nichts mehr davon übrig, als der einzige Pfeiler, auf dem des Zöllners Häuschen stand. Der Unglückliche, der seinen eigenen und seiner ganzen Familie Tod vor Augen sah, jammerte mit gerungenen Händen nach Hülfe. Aber obwohl viele Menschen

an beiden Ufern des Flusses standen und auch Nachen zur Hand waren, so hatte doch Niemand den Muth, den Kahn durch die rollenden Eisschollen zu zwingen, um den verzweifelnden Zöllner mit seiner Familie zu erretten.

Ein reicher Graf sprengte heran, hielt einen mit Gold gefüllten Beutel in die Höhe und rief: „Dies zur Belohnung dem, der es wagt, die unglückliche Familie des Zöllners zu retten!"

Die umstehende Menge vernahm die Worte des edlen Grafen, aber keiner fand sich, das Wagstück zu versuchen, so lockend auch der Preis in den Ohren erklang.

Schon gab man alle Hoffnung für die Bedrängten auf; da schritt ein schlichter Landmann durch die Menge an das Ufer, löste einen Nachen, sprang hinein und zwängte mit starkem Arm und hohem Muthe den Kahn durch das krachende Eis und durch die rauschenden Wogen. Mit bangem Herzen schaute ihm die Menge nach, mit bängerem Herzen erwartete der Zöllner seinen Retter. Glücklich kam dieser an, aber der Nachen war zu klein, die ganze Familie zu fassen. Dreimal wiederholte der Landmann sein kühnes Beginnen, dreimal fuhr er an den Pfeiler und wieder zurück, und ruhete nicht, bis ihm die edle That ganz gelungen war.

Die Geretteten überhäuften ihn mit Danksagungen und der Graf reichte ihm den Beutel mit Goldstücken. Aber diesen wies der Landmann zurück.

„Nicht für Geld," sagte er, „habe ich mein

Leben gewagt! Schenkt es dem armen Zöllner, der all' sein Hab und Gut verloren hat!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, zertheilte er die Menge der Umstehenden und verschwand in der Ferne. Lauter Beifallsruf folgte ihm nach.

Sein Name ist nicht bekannt geworden, aber Gott im Himmel kennt ihn und wird gewiß den Edelmuth des schlichten Landmanns reichlich segnen.

---

51) Rabbi Möir und seine Gattin.

Rabbi Möir, der große Lehrer, saß am Sabbath in der Lehrschule und unterwies das Volk. Unterdessen starben seine beiden Söhne, beide schön von Wuchs und wohlunterrichtet im Gesetze. Seine Hausfrau nahm sie und trug sie auf den Söller, legte sie auf ihr Bette und breitete ein weißes Gewand über ihre Leichname. Abends kam Rabbi Möir nach Hause. „Wo sind meine Söhne?" fragte er, „daß ich ihnen den Segen gebe." „Sie sind in die Lehrschule gegangen," war ihre Antwort. „Ich habe mich umgesehen," erwiederte er, „und bin ihrer nicht gewahr geworden." Sie reichte ihm einen Becher, er lobte den Herrn zum Ausgang des Sabbaths, trank und fragte abermals: „Wo sind meine Söhne, daß sie auch trinken vom Weine des Segens?" „Sie werden nicht weit sein," sprach sie — und setzte ihm vor

zu essen. Als er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach sie: „Rabbi, erlaube mir eine Frage!" „Sage an, meine Liebe!" antwortete er. — „Vor wenig Tagen," sprach sie, „gab mir jemand Kleinodien in Verwahrung, und jetzt fordert er sie zurück. Soll ich sie ihm wieder geben?" „Dies sollte meine Frau nicht erst fragen," sagte Rabbi Möir. „Wolltest du Anstand nehmen, einem Jeden das Seine wiederzugeben?" „O nein!" versetzte sie; „aber auch wiedergeben wollte ich ohne dein Vorwissen nicht." Bald darauf führte sie ihn auf den Söller, trat hin und nahm das Gewand von den Leichnamen. „Ach, meine Söhne!" jammerte der Vater — „meine Söhne!" Sie wendete sich hinweg und weinte. Endlich ergriff sie ihn bei der Hand und sprach: „Rabbi, hast du mich nicht gelehrt, man müsse sich nicht weigern, wiederzugeben, was uns zur Verwahrung anvertraut ward? Siehe, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" — „Der Name des Herrn sei gelobet!" stimmte Rabbi Möir mit ein. —

52) Der Pächter.

Im Herzogthum Mecklenburg lebte zu Anfang unseres Jahrhunderts ein Pächter auf einem Edelhofe. Dieser besuchte seinen Schwager, der in

einem andern Dorfe wohnte, und blieb bei demselben über Nacht. Als Beide in vertraulichen Gesprächen vor der Hausthüre saßen, ging ein kleines Mädchen in ganz zerrissenen Kleidern des nahen Weges vorüber. Der Pächter bemerkte es und sagte zu seinem Schwager, auf dasselbe hindeutend: „Wie geht das Kind so elend einher! Seine Mutter muß ein faules und gottvergessenes Weib sein.“

Der Schwager antwortete: „Ach, es hat nicht Vater noch Mutter mehr und Niemand sonst, der sich seiner annähme! Vor einem Vierteljahre sind beide Aeltern gestorben. Nun geht es mit noch zwei Geschwistern wie in der Irre umher. Wenn sie hungrig werden, setzen sie sich wohl vor der Leute Thüre hin und nehmen den Bissen Brod, der ihnen gereicht wird, dankbar an. Aber betteln hört man sie nicht, dazu sind sie zu schamhaft.“ Diese Worte griffen dem Pächter ans Herz. „Es ist vor Gott nicht erlaubt,“ sagte er, „daß man unschuldige Kinder so verlassen gehen läßt. Ich muß euch gestehen, Schwager, daß ich große Lust habe, sie zu mir zu nehmen.“

Der Schwager und dessen Frau suchten ihm diesen Vorsatz auszureden und erinnerten ihn an seine eigene Familie, an das Beschwerliche und Bedenkliche eines solchen Unternehmens und an die nothwendige Zustimmung seiner Gattin. Er hatte aber seinen Entschluß bereits so fest genommen, daß er ihre Vorstellungen kaum beachtete. Während der Nacht schlief er wenig und sann

dem Beschlossenen weiter nach. Am andern Morgen ließ er das älteste unter den drei Waisen zu sich rufen. Es war ein Mädchen von zwölf Jahren, ein bescheidenes, artiges Kind. „Wie ich höre," fing der Pächter an, „so hast du deine Aeltern verloren, und ich sehe es an deinen Kleidern, daß es dir nicht gut geht. Aber hast du denn keine Verwandten, die sich deiner und deiner Geschwister erbarmen?" — „Verwandte?" sagte das Kind. „Ach ja; aber wir sind zu arm, als daß sie an uns denken möchten." Das fuhr dem Manne wie ein Blitz durch's Herz. „Möchtest du denn wohl mit mir reisen und meine Tochter werden?" fragte er sanft. „Ach wie gern!" antwortete das Kind, und blickte ihn mit treuen, nassen Augen an.

„Gut, du bist es!" sprach der Pächter. „Aber," fuhr er fort, „ich bin zu Pferde hier und kann für jetzt Niemand als deine kleine Schwester mit mir nehmen, die ich gestern sah. Bringe sie zu mir. Dich und deinen Bruder hole ich darnach." Das Mädchen ging und holte das kleine Kind, welches damals vier Jahre alt war. Der freundliche Pächter wußte bald sein Vertrauen zu gewinnen und es zog freudig mit ihm. Als er heimkehrend von seiner Frau empfangen wurde, fragte diese verwundert: „Mann, was ist das für ein Kind?" „Es ist dein Kind, liebe Frau!" war seine Antwort. „O nein, sage recht!" entgegnete sie.

Nun erzählte er ihr den Vorfall und während

seiner Erzählung klammerte sich das Kleine an ihn an und weinte. Es mochte ihm dünken, als wenn es wieder einen Vater verlieren sollte. Aber die Frau war auch darin mit ihrem Manne eins. Sie weinte selbst, indem sie die kleine Waise zu sich zog, auf ihren Schooß nahm und mit den Worten zu trösten suchte: „Weine nicht, mein Töchterchen, ich will deine Mutter sein!" „Aber Frau," hub jetzt der Mann an, „es sind noch zwei andere Kinder da, eine Schwester und ein Bruder, denen es nicht besser geht." „Nun, mit Gott," sprach sie, „wenn du willst, so hole sie auch. Gott wird ja sorgen für Brod." Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen. Am nächsten Morgen frühe spannte er einen Wagen an und war zeitig bei seinem Schwager.

Doch der Gutsherr des Dorfes war von ganz anderem Sinne. Er ließ den Pächter rufen, schalt ihn, daß er ohne Erlaubniß das jüngste Kind mit sich genommen, und sagte: „Der Vater dieser Kinder ist mir über fünfzig und etliche Thaler schuldig geblieben und dafür will ich sie leibeigen machen." „Nimmermehr, gnädiger Herr!" antwortete der edle Pächter, „wenn es auf die fünfzig und etliche Thaler ankommen soll, so reise ich nach Hause und hole sie." Er ritt wirklich heim, kehrte mit dem Gelde zurück, bezahlte die Schuld und nahm die Kinder mit sich.

Wenn man ihn in spätern Jahren um seine Kinder befragte, so pflegte er frohen Herzens zu

antworten: „Ich habe zehn Kinder, sieben eigene und drei habe ich mir gekauft.“

Er erzog die drei Waisen mit und gleich seinen eigenen Kindern und es hat ihn nicht gereuet. Sie geriethen wohl, arbeiteten für ihn nach besten Kräften, fanden ihr gutes Fortkommen und blieben lebenslänglich dankbar.

53) Die Gottesmauer.

Drauß vor Schleswig an der Pforte wohnen armer Leute viel. Ach, des Feindes wilder Horde werden sie das erste Ziel! Waffenstillstand ist gekündet: Dänen ziehen aus zur Nacht; Russen, Schweden sind verbündet, brechen ein mit wilder Macht. Drauß vor Schleswig, weit vor allen liegt ein Hüttlein ausgesetzt.

Drauß vor Schleswig in der Hütte singt ein frommes Mütterlein: „Herr, in deinen Schooß ich schütte alle meine Sorg' und Pein!“ Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen, zwanzigjährig, neu'ster Zeit, hat, den Bräutigam zu schauen, seine Lampe nicht bereit. Drauß vor Schleswig in der Hütte singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,“ singt das fromme Mütterlein, „daß dem Feinde vor uns graue; nimm in deine Burg uns ein! „Mutter!“ spricht der Weltgesinnte, „eine Mauer uns um's Haus kriegt fürwahr nicht so geschwinde euer

lieber Gott heraus.“ — „Eine Mauer um uns baue!“ singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen; wenn's dem lieben Gott gefällt, kann er uns die Mauer bauen; was er will, ist wohl bestellt.“ Trommeln rumdidum rings prasseln, die Trompeten schmettern d'rein; Rosse wiehern, Wagen rasseln: „Ach, nun bricht der Feind herein! Eine Mauer um uns baue!“ singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen Schwed' und Russe mit Geschrei; fluchen, lärmen, toben, zechen; doch das Haus geh'n sie vorbei. Und der Enkel spricht in Sorgen: „Mutter, uns verräth das Lied.“ Aber sieh! das Heer von Morgen bis zu Nacht vorüberzieht. — „Eine Mauer um uns baue!“ singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter, um die Fenster stürmt der Nord. „Schließt die Läden, liebe Kinder!“ spricht die Alte, und singt fort. Aber mit den Flocken fliegen nun Kosackenpulke 'ran; rings in allen Hütten liegen sechzig, auch wohl achtzig Mann. „Eine Mauer um uns baue!“ singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue!“ singt sie fort die ganze Nacht. Morgens wird es still: „O schaue, Enkel, was der Nachbar macht!“ Auf nach innen geht die Thüre, nimmer käm' er sonst heraus; daß er Gottes Allmacht spüre, liegt der Schnee wohl haushoch drauß. „Eine Mauer um uns baue!“ sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen! Liebe, gute Mutter, komm', Gottes Wunder anzuschauen!" spricht der Enkel, und ward fromm. —

Achtzehnhundertvierzehn war es, als der Herr die Mauer baut'; in der fünften Nacht des Jahres hat's dem Feind davor gegraut. „Eine Mauer um uns baue!" sang das fromme Mütterlein.

54) Was bin ich mehr, als ihr?

Am 27. April 1785 trat bei Frankfurt das Wasser der Oder aus ihren Ufern, durchbrach Dämme, riß Brücken ab, warf Häuser um und wies vielen Menschen ihren Sitz auf den Dächern, oder auf den Häusern an, wo selbst die Vögel nicht mehr sitzen wollten. Kinder schrieen, Mütter jammerten, Männer klagten, handelten und halfen, so gut sie konnten; Kähne fuhren ab und zu und setzten Greise und Weiber aufs Trockene, und Hände von Schwimmenden ragten aus den Fluthen empor und trugen Kinder zu ihren Müttern ans Land. Noth und Hilfe suchten es einander zuvorzuthun; aber die Noth hatte lange die Uebermacht, und die Hilfe lag meist selbst in Nöthen.

Das edelste Menschenherz unter allen schlug aber diesmal in einer Herzogsbrust. Diese öffnete sich samt Börse und Haus für Hunderte von Unglücklichen. Nicht genug. Bald stund der Herzog

(Leopold von Braunschweig) auch am Ufer und zog her vor den andern als rettender Engel. Kaum erschienen, ward er von Flehenden umringt. Eine Mutter fiel vor ihm nieder und bat jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus; aber Niemand hatte das Herz, es zu verdienen; denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Fluth und eigenes Leben stand gegen fremdes in der Waage.

Da wiederhallte in Leopolds Herz das mahnende Wort: Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden! — und schon stand er selbst im Kahn, und antwortete denen, die ihm abriethen: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, und hier gilt's Menschenleben!" — und dahin schwankte der Nachen über die rauschende Fluth. Schon näherte er sich dem jenseitigen Damm; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon; schon sieht man im Geiste die Kinder gerettet! — Ach, da schlug plötzlich der Kahn um und die Wellen der Oder sangen ein Grablied, zu welchem ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte.

55) Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

In einem sehr strengen Winter schneite und wehte es so, daß der Schnee ein einsam gelegenes

Haus bald ganz bedeckte. Selbst zum Schlot konnte man zuletzt nicht mehr hinaus sehen. In dem Hause war ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern. Sie hatten nichts, als etwas Käse und Brod; denn der Weg zum Felsenkeller, in welchem einige Feldfrüchte lagen, war auch verschneit. So saßen die armen Leute in beständiger Dunkelheit und hörten auch nichts, als das Brausen des Sturmes. Tag und Nacht mußten sie ihr Lämpchen brennen und sich von Käse und Brod nähren. Der Vater wollte zwar die Hausthüre aufdrücken; allein es ging nicht, und auch durch das Fenster und den Schlot konnten sie nicht hinaus. So vergingen drei Tage. Die Kinder weinten und den Aeltern wollte das Herz brechen. Um sich in ihrem Elende zu trösten, beteten sie und sangen geistliche Lieder. Bald war Schneewasser ihre einzige Nahrung. Der sechste Tag kam herbei, und noch war keine Hilfe da. Die armen Leute umarmten einander, schluchzten und weinten, denn sie konnten vor Schwachheit nicht mehr reden. In dieser äußersten Noth wollte sich der älteste Knabe für seine Geschwister schlachten lassen. Dieser schreckliche Gedanke betrübte die Aeltern so, daß sie mit ihren Kindern auf die Knie niederfielen und inbrünstig beteten, der Herr wolle diese Noth in Gnaden vorübergehen lassen. Darauf legten sie sich schlafen. Als sie wieder aufgestanden waren, ging der Vater zum Schlot und krazte etwas Schnee herunter; allein man sah immer

(Leopold von Braunschweig) auch am Ufer und zog her vor den andern als rettender Engel. Kaum erschienen, ward er von Flehenden umringt. Eine Mutter fiel vor ihm nieder und bat jammernd um den Befehl, ihre Kinder zu retten. Er bot Geld aus; aber Niemand hatte das Herz, es zu verdienen; denn gar zu schaurig rauschte die immer höher steigende Fluth und eigenes Leben stand gegen fremdes in der Waage.

Da wiederhallte in Leopolds Herz das mahnende Wort: Wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden! — und schon stand er selbst im Kahn, und antwortete denen, die ihm abriethen: „Was bin ich mehr, als ihr? Ich bin ein Mensch, und hier gilt's Menschenleben!" — und dahin schwankte der Nachen über die rauschende Fluth. Schon näherte er sich dem jenseitigen Damm; jetzt ist er nur noch drei Schritte davon; schon sieht man im Geiste die Kinder gerettet! — Ach, da schlug plötzlich der Kahn um und die Wellen der Oder sangen ein Grablied, zu welchem ganz Frankfurt, ja ganz Europa weinte.

55) Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.

In einem sehr strengen Winter schneite und wehte es so, daß der Schnee ein einsam gelegenes

Haus bald ganz bedeckte. Selbst zum Schlot konnte man zuletzt nicht mehr hinaus sehen. In dem Hause war ein Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern. Sie hatten nichts, als etwas Käse und Brod; denn der Weg zum Felsenkeller, in welchem einige Feldfrüchte lagen, war auch verschneit. So saßen die armen Leute in beständiger Dunkelheit und hörten auch nichts, als das Brausen des Sturmes. Tag und Nacht mußten sie ihr Lämpchen brennen und sich von Käse und Brod nähren. Der Vater wollte zwar die Hausthüre aufdrücken; allein es ging nicht, und auch durch das Fenster und den Schlot konnten sie nicht hinaus. So vergingen drei Tage. Die Kinder weinten und den Aeltern wollte das Herz brechen. Um sich in ihrem Elende zu trösten, beteten sie und sangen geistliche Lieder. Bald war Schneewasser ihre einzige Nahrung. Der sechste Tag kam herbei, und noch war keine Hilfe da. Die armen Leute umarmten einander, schluchzten und weinten, denn sie konnten vor Schwachheit nicht mehr reden. In dieser äußersten Noth wollte sich der älteste Knabe für seine Geschwister schlachten lassen. Dieser schreckliche Gedanke betrübte die Aeltern so, daß sie mit ihren Kindern auf die Knie niederfielen und inbrünstig beteten, der Herr wolle diese Noth in Gnaden vorübergehen lassen. Darauf legten sie sich schlafen. Als sie wieder aufgestanden waren, ging der Vater zum Schlot und krazte etwas Schnee herunter; allein man sah immer

noch keine Helle. Darüber brach die Mutter in lautes Jammergeschrei aus, und der verzweifelte Vater ergriff das Beil. Während der Knabe getrost sein Röcklein auszog und den Hals entblößte, während Mutter und Kinder zusammenschrieen, da erschreckte sie ein Lärm in der Küche. Es war, als wenn der Schlot zusammenbräche und herunterstürzte. Aber sogleich war wieder alles still. Da nahm der Vater die Kienfackel in die rechte und das Beil in die linke Hand, und ging hinaus. Die Mutter folgte ihm mit zwei Kindern furchtsam nach. Da sahen sie beim Scheine der Fackel eine Gemse auf dem Heerde liegen, welche das Bein gebrochen hatte. Sogleich griff der Vater zu, während die Mutter betete und Freudenthränen weinte. Da lag die Gemse geschlachtet. Vater und Mutter, erquickten sich nebst ihren Kindern, an der Speise, die ihnen der Herr in der äußersten Noth gesandt hatte. Zugleich sahen sie durch den Schlot den blauen Himmel. Noch zwei Tage mußten sie harren, und waren gerettet.

56) Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rothbart lobesam zum heil'gen Land gezogen kam, da mußt' er mit dem frommen Heer durch ein Gebirge, wüst und leer. Daselbst erhub sich große Noth, viel Steine gab's und wenig

Brod, und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan. Den Pferden war's so schwach im Magen; fast mußt' der Reiter die Mähre tragen.

Nun war ein Herr aus Schwabenland, von hohem Wuchs und starker Hand, dess' Rößlein war so krank und schwach, er zog es nur am Zaume nach; er hätt' es nimmer aufgegeben, und kostet's ihm das eign'e Leben. So blieb er bald ein gutes Stück hinter dem Heereszug zurück; da sprengten plötzlich in die Quer' fünfzig türkische Reiter daher, die huben an auf ihn zu schießen, nach ihm zu werfen mit den Spießen. Der wack're Schwabe forcht' sich nit, ging seines Weges Schritt vor Schritt, ließ sich den Schild mit Pfeilen spikken und thät nur spöttlich um sich blicken, bis Einer, dem die Zeit zu lang, auf ihn den krummen Säbel schwang.

Da wallt dem Deutschen auch sein Blut; er trifft des Türken Pferd so gut, er haut ihm ab mit einem Streich die beiden Vorderfüss' zugleich. Als er das Thier zu Fall gebracht, da faßt er erst sein Schwert mit Macht; er schwingt es auf des Reiters Kopf, haut durch bis auf den Sattelknopf; haut auch den Sattel noch zu Stücken und tief noch in des Pferdes Rücken; zur Rechten sieht man wie zur Linken einen halben Türken heruntersinken.

Da packt die andern kalter Graus, sie flieh'n in alle Welt hinaus, und Jedem ist's, als würd'

ihm mitten durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.

Drauf kam des Weg's 'ne Christenschaar, die auch zurückgeblieben war; die sahen nun mit gutem Bedacht, was Arbeit unser Held gemacht. Von denen hat's der Kaiser vernommen, der ließ den Schwaben vor sich kommen. Er sprach: „Sag' an, mein Ritter werth! wer hat dich solche Streich' gelehrt?“ — Der Held bedacht' sich nicht zu lang: „Die Streiche sind bei uns im Schwang; sie sind bekannt im ganzen Reiche, man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.“

57) Doktor Allwissend.

Es war einmal ein armer Bauer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz ging ihm darnach auf und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen: erstlich kaufst du dir ein Abcbuch, so eins, wo vorne ein Göckelhahn drin ist; dann machst du deinen Wagen und deine

Ochsen zu Geld und schaff dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwissend, und laß das oben über deine Hausthür nageln."

Der Bauer that Alles, wie es ihm geheißen war. Als er nun ein wenig gedoktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dorfe wohnte, und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wagen anspannen, fuhr hinaus ins Dorf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre? „Ja, der wär' er." So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen. „O ja; aber die Grethe, seine Frau, müßte auch mit." Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen und sie fuhren zusammen fort.

Als sie auf den adelichen Hof kamen, war der Tisch gedeckt, da sollte er erst mitessen. „Ja; aber meine Frau, die Grethe, auch," sagte er, und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Grethe, das war der Erste," und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: „Das ist der erste Dieb," und weil er's nun wirklich war, ward ihm angst, und er sagte

draußen zu seinen Kameraden: „Der Doktor weiß Alles, wir kommen übel an; er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht hinein, er mußte aber doch. Wie er nun mit seiner Schüssel kam, stieß der Bauer seine Frau an: „Grethe, das ist der Zweite.“ Dem Bedienten ward ebenfalls angst, und er machte, daß er hinauskam. Dem dritten ging's nicht besser; der Bauer sagte wieder: „Grethe, das ist der Dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Doktor, er sollte seine Kunst zeigen und rathen, was darunter läge; es waren aber Krebse. Der Bauer aber sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krebs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es; nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig angst, und er blinzelte den Doktor an, er möchte einmal herauskommen. Wie er nun hinauskam, gestanden sie ihm alle vier, sie hätten das Geld gestohlen; sie wollten's ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Summe dazu, wenn er sie nicht verrathen wollte; es ging' ihnen sonst an den Hals. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufrieden, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch suchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente aber kroch in den Ofen, und wollte hören, ob der Doktor noch mehr wüßte. Der saß aber

und schlug sein Abcbuch auf, blätterte hin und her und suchte den Göckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin, und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, er wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß Alles!“ Nun zeigte der Doktor Allwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestohlen hatte, bekam von beiden Theilen viel Geld zur Belohnung und ward ein berühmter Mann.

58) Wie Kaiser Rudolph zu Nürnberg richtete.

Als Kaiser Rudolph zu Nürnberg nach seiner Gewohnheit einmal zu Gericht saß, beklagte sich ein Kaufmann über einen dortigen Gastwirth, dem er 200 Mark Silber in einem ledernen Beutel aufzuheben gegeben, und die der Wirth nun ableugnen wollte. Dieser Gastwirth erschien unter den Abgeordneten, die an demselben Tage zu Rudolph kamen. Unter dem Gespräche mit ihnen ließ sich der Kaiser von dem Wirthe seinen Hut geben, wie ganz zufällig durch die Schönheit des Hutes gereizt. Mit diesem schickte er heimlich einen Bürger zu der Gastwirthin im Namen ihres Mannes welcher sich den bekannten ledernen Beutel mit dem Gelde fordern lasse. Die Frau, die den Hut für

ein sicheres Zeichen von ihres Mannes Willen hielt, gab das Verlangte. Nun ließ Rudolph den Kaufmann seine Klage in Gegenwart des Gastwirthes anbringen, und da dieser abermals leugnete, überführte er ihn durch den hervorgezogenen Beutel und verurtheilte ihn zu einer Geldstrafe.

59) Der Knabe im Feldlager.

Ein preußischer Soldat schrieb im Frühlinge des Jahres 1793 aus dem Lager am Rhein an seine Frau im Magdeburgischen und äußerte in diesem Briefe unter Anderm sein Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. Der Brief kam gegen Abend an. Der zwölfjährige Sohn des Soldaten vernahm diesen Wunsch seines Vaters, steckte den Brief zu sich, stand des Morgens früh auf, ging in den Keller, füllte einen Quersack mit drei Metzen Kartoffeln, nahm seinen Wanderstab und marschirte, ohne Zehrpfenning und ohne irgend Jemand ein Wort zu sagen, gerade nach dem preußischen Heere.

Er kam glücklich bis an die Vorposten. Hier wurde er ausgefragt. Er sagte die Absicht seiner Reise und zeigte zu seiner Rechtfertigung statt eines Passes den Brief seines Vaters an seine Mutter. Man lachte ihn aus, gab ihm zu essen und zu trinken und ließ ihn passiren. So kam

er bei dem Heere an, fragte nach dem Regiment und der Schaar, worunter sein Vater stand, und ward zu dem Hauptmann des letzteren gebracht. Dieser fragte ihn aus. Der Knabe erzählte abermals offenherzig den Endzweck und die Schicksale seiner Reise zum preußischen Heere und brachte wieder den Brief seines Vaters hervor. Der Hauptmann erstaunte über die Erzählung des Kindes, ließ den Vater sogleich, ohne daß derselbe von der Anwesenheit seines Sohnes etwas erfahren konnte, zu sich holen, führte ihn in ein besonderes Zimmer und fragte ihn nach dem Inhalte des letzten Briefes, den er an seine Frau geschrieben hatte. Der Soldat bekannte den Inhalt und besonders das Verlangen nach einem Gericht Kartoffeln. „Dein Wunsch ist erfüllt," sagte der Hauptmann, und führte den Vater in das Zimmer, wo der Sohn in banger Erwartung des Ausgang's mit seinen Kartoffeln noch wartete. Vater und Sohn erkannten sich, fielen einander in die Arme, und Thränen der innigsten Freude flossen über die braunen Wangen des Kriegers.

Der durch diesen Auftritt äußerst gerührte Hauptmann ließ den Knaben einige Tage bei dem Vater ausruhen und gab ihnen Etwas, daß sie sich mit einander freuen konnten. Sodann ermahnte der Hauptmann und der Vater den Knaben, nunmehr zu seiner, über seine Abwesenheit sehr bekümmerten Mutter wieder zurückzukehren; auch reichte ihm der Hauptmann als Zehrpfenning zur Reise

ein Goldstück. „Zur Reise,“ sagte der kleine Pilgrim, „brauche ich kein Geld; denn gegen Aufweis meines Briefes haben mir gute Leute unterwegs doch zu essen gegeben. Aber meiner Mutter will ich das Geschenk bringen.“

So trat er seine Rückreise wieder an, verirrte sich aber und kam an die feindlichen Vorposten. Hier wurde er angehalten und ins Hauptlager zum General Cüstine geführt, der ihn durch einen Dollmetscher scharf ausforschen ließ. Ohne Scheu erschien der deutsche Knabe vor dem französischen Feldherrn, beantwortete alle Fragen desselben offenherzig nach der Wahrheit, zeigte abermals den Brief seines Vaters und erzählte, was ihm im preußischen Lager begegnet war. Gerührt und lächelnd über das große und gute Herz des preußischen Soldatenkindes, schenkte ihm der feindliche Heerführer zwei Goldstücke und gab ihm einen Wegweiser mit, der ihn durchs französische Heer begleiten sollte, bis er in völliger Sicherheit sei. „Denn,“ sagte er zu ihm, „du hast in deiner Kindheit bisher schon auf einem zu guten Weg gewandelt, daß man für dich Sorge tragen muß, daß du nicht wieder irre gehst.“

Glücklich und wohlbehalten kam der Knabe endlich in seiner Heimath wieder an und verwandelte die Thränen der Betrübniß, die seine Mutter bisher über ihren Sohn geweint hatte, in Thränen der Freude. Er bat sie wegen seiner heimlichen Entweichung um Verzeihung, sagte ihr zur

Ursache und Entschuldigung derselben das Angeführte und überlieferte die Geschenke, die er vom Hauptmanne seines Vaters und vom Heerführer der Feinde empfangen hatte, getreulich in ihre Hände.

60) Ehrlichkeit und Dankbarkeit eines Juden.

Ein Jude, Namens Isaak, zu K. nährte sich lange Zeit vom Handel mit alten Kleidern, wobei er oft kaum das tägliche Brod verdiente. Doch dankte er seinem Gott, daß er ihm wenigstens dieses gab, und war in seiner Dürftigkeit zufrieden.

Aber nun starben ihm schnell hintereinander 2 Kinder, und er mußte, um sie begraben zu lassen, fast alle seine Habseligkeiten verkaufen. Zudem wurde seine Frau krank, mit der er zwanzig Jahre in Frieden gelebt hatte, und da er sie selbst pflegen mußte, so konnte er seinen kleinen Handel nicht abwarten und wenig oder gar nichts verdienen. Mehr als einmal ging er hungrig zu Bette, ohne zu wissen, wo am künftigen Tage einige Groschen zu Brod und Arznei herkommen sollten.

Er wandte sich an seine wohlhabenden Glaubensgenossen und stellte ihnen seine Noth vor, aber er wurde hart abgewiesen. Nicht besser ging es ihm bei verschiedenen Christen. Doch trug er

sein Schicksal mit Geduld und vertraute auf den Gott, der die Unglücklichen hört.

Eines Tages, da es ihm auch an Brod fehlte, und er betrübten Herzens über die Strasse gieng, rief ihn ein junger Herr zu sich, und bot ihm einige abgelegte Kleidungsstücke zum Verkauf an. Sie waren bald des Handels einig. Da Isaak aber kein Geld hatte, so bat er, ihm die Sache aufzuheben, bis er wieder komme, und ging zu seinen Bekannten, sie um einen Vorschuß anzusprechen. Aber es war vergeblich. Er mußte also zu dem jungen Herrn zurükkehren und ihm sagen, daß er die Kleidungsstücke nicht kaufen könne.

Dieser kannte den Juden als einen ehrlichen Mann und erbot sich, ihm den Betrag des Geldes zu borgen. Der arme Isaak dankte herzlich für dieses Zutrauen und trug die Sachen nach Hause. Hier untersuchte er nochmals, was daraus zu lösen sein möchte. Indem er ein Paar Beinkleider genau ansah, fühlte er zwischen dem Oberzeuge und dem Futter etwas Hartes. Er lös'te dieses ab, und siehe! es waren drei Friedrichsd'or, die durch ein Loch in der Tasche heruntergefallen waren.

Schnell ging er mit dem Funde zu dem jungen Herrn zurück. Dieser staunte über die Ehrlichkeit, welche bei so sichtbarer Armuth doch kein ungerechtes Gut behalten wollte. Er drückte ihm die Hand und sagte: „Höre, lieber Isaak, ich besinne mich, daß mir das Geld vor Jahr und Tag fortgekommen ist. Ich glaubte, es verloren zu haben,

und dachte schon längst nicht mehr daran. Es soll dein sein, weil du so ehrlich bist, und die Kleider schenke ich dir auch.“

Isaak war durch dieses gütige Anerbieten sehr gerührt, machte aber Schwierigkeiten, das Geld anzunehmen, weil es ihn dünkte, als sollte damit seine Ehrlichkeit bezahlt werden. Der gutmüthige Herr redete ihm jedoch zu, daß er es als ein Geschenk von Gott betrachten müsse, um sein krankes Weib dafür zu pflegen und sich selbst seine Lage zu erleichtern. So ließ es Isaak sich aufdringen und ging mit hundertfältigem Danke gegen Gott und seinen Wohlthäter nach Hause.

Er hatte das Glück, seine Frau wieder hergestellt zu sehen, auch sein kleiner Handel erweiterte sich, und nach einigen Jahren lebte er in einer Art Wohlstand. Da gedachte er an seinen Wohlthäter. Er ließ ihm eine silberne Rauchtabaksdose machen, worauf die Worten standen: „Aus Dankbarkeit vom armen Isaak.“

Der edelmüthige Herr nahm dieses Geschenk sehr hoch auf und erzählte bei gegebenem Anlasse gern das schöne Beispiel von hoher Ehrlichkeit.

61) Rechenberg's Knecht.

Es lebt' einmal im schönen Lande Meißen ein Ritter, Kurd von Rechenberg geheißen; er

hatte Haus und Hof und viel Gesind' und jeden Diener hielt er wie sein Kind. So gütig war kein Herr in weiter Runde; kein hartes Wort entschallte seinem Munde. Der Diener Trägheit oder Ungeschick bestrafte nur ein Wink, ein ernster Blick.

Einst kam, dem Anseh'n nach aus fremdem Lande, ein junger Bursch im dürftigen Gewande, der, klagend über Armuth, Drang und Noth, bescheiden sich zu Diensten anerbot. Der Ritter sagte: „Willst du redlich dienen, so bist du mir willkommen hier erschienen. Ich öffne mit Vertrauen dir mein Haus; da richte, was dir obliegt, wacker aus!"

Der neue Diener, der Georg sich nannte, flog wie ein Pfeil, wohin sein Herr ihn sandte, und Glück und Heil und Wundersegen schien, wo seine Hand sich regte, zu erblüh'n. Auf wüsten Feldern, die sein Pflug berührte, schwand das Gestein, als ob's der Wind entführte, und Aehren wogten über ödes Land, wo vormals nur die Distel einsam stand.

Einst ging der Ruf von Feinden in der Nähe; der Ritter sprach: „Georg, reit' auf die Spähe!" Er jagte fort, kam bald zurück ins Schloß, und zwei gefüllte Säcke trug sein Roß. Da fragte Kurd: „Was klirrt am Sattelkissen?" — „Hufeisen sind's, den Pferden abgerissen; die Feinde schliefen, eilig war's gethan und nun hat's Zeit, bevor sie sich uns nah'n."

Ein andermal gab ihm sein Herr ein Schreiben: „Ich bitte dich, den Klepper anzutreiben; der Ort ist fern, die Sonne geht schon tief, und Eile fordert höchlich dieser Brief.“ Drei rauhe Meilen waren zu besiegen, und er versprach, dem Vogel gleich zu fliegen; doch nach Verlauf der nächsten Stunde traf ihn Kurd im Stall, versenkt in festen Schlaf. „Georg! Georg! geflügelt sind die Stunden, ist dir mein Auftrag aus dem Sinn entschwunden?“ Erschrocken fuhr vom Stroh der Jüngling auf: „Da, lieber Herr, ist schon die Antwort drauf!“ Des frommen Ritters Angesicht erbleichte, als ihm Georg hiermit ein Brieflein reichte, und er mit stillem Grausen drin die Hand des weit von ihm entfernten Freundes fand. „Sprich,“ hub er an, als er das Blatt gelesen, „von wannen stammst du, räthselhaftes Wesen? Ein düsteres Geheimniß schwebt um dich, und du bist traun kein Sterblicher wie ich!“

Jetzt, wie berührt mit einem Zauberstabe, verwandelte sich schnell der Wunderknabe. Er, sonder Anmuth sonst und aschenbleich, ward einem Engel nun an Schönheit gleich. Und diese Rede floß aus seinem Munde: „Der Herr der Herren gibt durch mich dir Kunde, wie wohl es ihm, der Alles sieht, gefällt, wenn hold und mild ein Dienstherr sich verhält. So thatest du an mir und andern Knechten, und Gott belohnt die Thaten der Gerechten.“ — Er sagte dies, erhob sich in die Luft, und Jenem blühte Glück bis an die Gruft.

62) Die Geschichte von den jungen Burggrafen zu Nürnberg.

Zwischen den Jahren 1246 und 1264 lebte auf der Veste zu Nürnberg der Burggraf Friedrich III. von Hohenzollern und seine Gemahlin Elisabeth. Sie hatten sich außerordentlich lieb; ihr häuslicher Wohlstand war blühend, ihre Unterthanen waren ihnen treu und anhänglich, die freien Bewohner der erfindungsreichen und gewerbsthätigen Stadt, die eben damals anfingen, recht aufzublühen, liebten und achteten sie, und so kam es, daß das Leben dieses fürstlichen Paares recht heiter und froh war. Sie bekamen innerhalb zwölf Jahren zwei Söhne und vier Töchter, die alle recht gute Kinder waren. Johann, der ältere Sohn, war nun 18, und sein Bruder Sigmund 16 Jahr alt. Beide waren Meister in allen Ritterkünsten, zogen mit gegen die Raubritter aus und halfen der bewaffneten Mannschaft Nürnbergs die Landstrassen vom Raubgesindel reinigen, so daß die Umgegend der reichsten Stadt Frankens auch die sicherste wurde. Ruhte der Kampf mit den Räubern, so zog man gegen wilde Thiere aus. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern oder Honigbauern waren Johann und Sigmund als gewaltige Jäger bekannt.

Im Anfang des Herbstes 1264 richtete eine große Menge Wölfe in den Dörfern des Fichtel-

gebirgs schreckliche Verheerungen an, so daß die Bewohner sich zusammenthaten und sie vertrieben. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Pfeilen und Spießen der Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggrafthums Nürnberg unterhalb Gebirgs geflüchtet, und machten vorzüglich den Sebalder und Lorenzer Wald sehr unsicher. Kein Tag verging, an dem man nicht hörte, daß die Wölfe wieder einen Menschen zerrissen hätten.

Der gräßlichste Vorfall dieser Art begab sich am dritten Tage vor Michaelis. In dem Sebalder, so wie im Lorenzer Wald bei Nürnberg wurden von einigen Bauern, die man Zeidler nannte, so viele Bienen gehegt, daß die beiden Wälder in den Reichsschriften der damaligen Zeit „des Reiches Bienengarten" genannt wurden. Die Bienenzucht wurde aber darum in so großem Umfange getrieben, weil der fremde Rohrzucker noch nicht bekannt war. Da versorgten denn die Zeidler die ganze Gegend mit Honig und mußten auch ihre Steuer an die Obrigkeit in Honig abgeben. An dem genannten Tage nun hatte ein solcher Zeidler, einer obrigkeitlichen Aufforderung zu Folge, seine diesjährige, erst am Michaelistage fällige Honigsteuer in zwei großen Kübeln mit Hilfe seiner Frau von dem nördlichen Saume des Sebalder Waldes in das dritthalb Stunden entfernte Nürnberg getragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stund, so konnten sie keinem Nachbar die Obhut über dasselbe empfehlen. Weil übrigens die längste Zeit ihrer

Entfernung nur sechs Stunden dauern konnte, so hatten sie ihrem ältesten Kinde Wolfgang, einem lebhaften und brauchbaren Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen vierjährigen Bruder und sein zweijähriges Schwesterlein übergeben, und ihm sorgfältigst eingeschärft, ja stets mit den beiden Kleinen zu spielen und sich nicht aus dem Hause zu entfernen, wofür sie ihm einen Lebkuchen aus der Stadt mitbringen würden. Die drei Kinder blieben glücklich beisammen im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung des zehnjährigen Sohnes eines andern Zeidlers vor der Hausthüre seinen Gespielen aus der Stube lockte. Neugierig folgte der vierjährige muntere Rudolph dem ältern Bruder nach und das einsam zurückgelassene Schwesterchen durch die offene Thür den im Freien spielenden Brüdern. Plötzlich erschienen zwei Wölfe. Der fremde Junge klettert behend auf die vor dem Hause stehende, hochstämmige Linde und ruft laut seinem Gespielen Wolfgang zu, ein Gleiches zu thun. Allein der gute Knabe, weit mehr bekümmert um seine jüngern Geschwister als um sich, nimmt schnell das Schwesterchen auf den rechten Arm und den Bruder mit der linken Hand, und eilt mit ihnen der nahen Hausthüre zu. Als er schon den Fuß hineinsetzen will, erhascht ihn der eine Wolf bei der Schulter und sogleich wühlen seine scharfen Zähne in den Eingeweiden des Unglücklichen. Der andere Wolf zerfleischte inzwischen unbarmherzig den vierjähri-

gen Rudolph, der bis zu seinem letzten Athemzug unaufhörlich: „Vater! Mutter! lieber Gott!“ rief. Darnach ergriffen die beiden Würger auch das noch übrige Schwesterlein, das in ein ängstliches Weinen ausgebrochen war, welches ihr schneller Tod bald stillte.

In diesem Augenblick erschienen die Aeltern der getödteten Kleinen, die aus der letzten Stunde des Rückwegs, von einer traurigen Ahnung ergriffen, eine halbe gemacht hatten, vor ihrer Hütte, und die Wölfe, von ihrem Jammergeschrei geschreckt, ergriffen die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer geliebten Kinder seien, tobten Vater und Mutter ins Haus und riefen mit verzweifelter Stimme: „Kinder, kommt! kommt Kinder! da habt ihr Lebküchlein!“ Außer sich vor Freude stürzten sie sich zur Thüre, als an derselben eine Knabenstimme erscholl; aber es war die klägliche Stimme des von dem Baume herabgekommenen Knaben, der den armen Aeltern die gräßlichen Umstände des Todes ihrer Lieblinge berichtete. Nach einer Viertelstunde sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todesstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinn zu dem Gatten sagte: „Komm, Heinrich! laß uns nach Nürnberg gehen und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen; und wenn er sie uns nicht wieder gibt, so nehmen wir ihm seine Kinder und werfen sie den Wölfen vor.“ „Ach, warum mußte er auch dießmal die Honigsteuer vor dem Ziele

einfordern lassen!" seufzte der tiefgebeugte Vater, warf, ohne zu wissen, was er thue, den theuren Ueberrest in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel und wankte damit unwillkührlich seiner hastig nach Nürnberg zurück eilenden Frau nach.

Kaum in der Stadt angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts. Den Lanzenträger, der an der Treppe Wache hielt, fragte sie gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern." Trotzig versetzte dieser: „Auf der Burg bei dem Burggrafen. Was wollt ihr so spät bei ihm?" Blitzschnell eilte das Weib der Burg zu, drang unaufhaltsam über die erleuchteten Treppen des burggräflichen Hauses in den Gastsaal des Burggrafen, der eben mit seinen beßten Freunden, worunter auch der Reichsvogt war, den 18ten Geburtstag seines ältern Sohnes Johann feierte. Eine ernste Stimmung hatte sich eben aller Gemüther bemächtigt, da in diesem Augenblicke der Burgwächter vom Thurme herab mit dem Horn den Eintritt der vorletzten Stunde vor Mitternacht verkündigte, den wichtigen Augenblick, wo die edle Burggräfin vor 18 Jahren, zwischen Tod und Leben wankend, ihr erstes Kind glücklich geboren hatte. Da stürzte die unglückliche Mutter unter die Knaben und Mädchen, die im Saale spielten, hob ein Kind um das andere hastig empor und rief immer dabei: „Emma! Rudolph! Wolfgang! wo seid ihr denn?" Da fragte man sie, wen sie

sei? wen sie suche? Aber sie hörte nicht, und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus den Worten des Zeidlers, der nun auch in den Saal trat, die blutigen Gebeine in das Zimmer warf und sagte: „Da, ihr mächtigen Herren, nehmt die letzte Steuer von mir armen, unglücklichem Vater!" —

Diese Geschichte machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle anwesenden Gäste. Die beiden jungen Burggrafen, vom tiefsten Mitleid erschüttert, faßten den Entschluß, Alles aufzubieten, um das arme Landvolk von dieser furchtbaren Plage der Wölfe zu befreien. Es wurde eine große Wolfsjagd für den folgenden Tag verabredet. Am frühesten Morgen zogen die burggräflichen Jünglinge an der Spitze von dreißig geübten Jägern und mehr als hundert rüstigen Knechten, die etliche und dreißig tüchtige Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Durch zweckmäßige Anstalten versperrten sie dem Wild jeden Ausgang, und so waren nach Sonnenuntergang 18 Wölfe und überdieß 6 Eber, 5 Hirsche und 10 Füchse erlegt. Am furchtbarsten wüthete die Jagd um die Hütte des unglücklichen Zeidlers. Er selbst hatte die Burggrafen in dieselbe geführt, und bei dem Anblick des Spielzeugs seiner lieben Kinder fast seine Seele mit seinen Thränen ausgegossen. Auch die Wangen der Burggrafen netzten menschliche Zähren, und Johann wiederholte sich hier, das Auge durch das Fenster zum Him-

mel gerichtet, sein Gelübde, alles schädliche Wild vollkommen auszurotten. In diesem Augenblick sieht er zwei Wölfe heißhungrig die von dem gestern vergossenen Blut bezeichnete Stelle belecken. Ohne Roß und Spieß — denn diese standen jenseits der Wölfe an der Linde — stürzt er sich mit dem gezückten Schwert pfeilschnell auf die Wüthriche, und haut mit einem furchtbaren Streich dem einen den Kopf ab. Schon hatte der andere den verderblichen Rachen in Johannes rechte Seite eingehauen, als ein langsam nachgefolgter Hund dem zerfleischenden Wolf an den Hals flog, daß derselbe, mit seiner eigenen Gefahr beschäftigt, den tödtlichen Biß nicht vollbringen konnte. Durch eine verzweifelte Schwenkung schleuderte das Unthier den treuen Hund von sich und warf sich wüthend auf ihn, aber eben so schnell wühlte Johanns Schwert in des Wolfs Eingeweiden. Man denke sich das Entsetzen Sigmunds über des Bruders bestandene Gefahr, als ihn das plötzliche Geräusch aus dem Hause rief. Aengstlich untersuchte er mit einem Köhler Johanns Seite, welche jedoch nur scharf geritzt und kaum blutrünstig war.

Schnell war das Gericht dieser glücklichen Jagd in die Stadt geflogen, und der edle Rath hatte im Stillen Anstalten zum würdigen Empfang der Sieger getroffen. Gegen acht Uhr Nachts zogen die Jäger durch das Thiergärtner-Thor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden

waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse aus dem Stalle der Burggrafen. Hinter ihm trugen 50 Knechte auf ihren Schultern an Stangen das gefällte Wild. Fünfzig andere gingen auf beiden Seiten mit brennenden Windlichtern. Hinter ihnen ritten die Burggrafen Johann und Sigmund auf zwei Rappen, und hinter diesen, je drei und drei, die dreißig edlen Schützen. Neben und hinter ihnen gingen nach der Verordnung des Rathes 25 Waffenschmiede in glänzender Rüstung mit Windlichtern. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren den braven Jünglingen im Namen der Stadt für die zum Beßten derselben bestandene Gefahr und Mühe, und luden sie zum Abendbrod in den festlich geschmückten Hauptsaal des damaligen Rathhauses. Als die Jäger in den Saal traten, kamen die Töchter der edelsten Nürnberger Geschlechter herbei und setzten jedem Jäger unter dem Schalle der Trompeten und Pauken einen Blumenkranz auf. An den Tafeln saßen die Aeltern der Bekränzenden und der Bekränzten, an ihrer Spitze der Burggraf und die Burggräfin. Man denke sich das freudige Staunen der Jünglinge; Mahl und Tanz dauerte bis Mitternacht, und ehe sie nach Hause gingen, wurde eine zweite Wolfsjagd auf den morgenden Michaelistag verabredet.

Um fünf Uhr früh waren die burggräflichen Jünglinge im Begriffe, sich an die mit ihren Jagd-

freunden verabredeten Sammelplätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth mit rothgeweinten Augen und verstörten Blicken in das Zimmer der Söhne und beschwor sie bei ihrer kindlichen Liebe, an diesem Tage zu Hause zu bleiben und die Burg nicht zu verlassen. Dieser Wunsch der heißgeliebten Mutter befremdete die jungen Burggrafen. Sie versicherten, daß nur außerordentliche Ursachen sie hindern dürften, ihr gegebenes Wort, die heutige Jagd zu leiten, zu brechen, und wünschten zu hören, ob solche Ursachen vorhanden wären. „Tausend solcher Ursachen," versetzte die Burggräfin, „umschließt ein einziger Traum." „Dacht' ich es doch, liebe Mutter," fiel Johann ein, „daß dir die Kunde von der Verwundung meiner Seite böse Träume bringen würde; darum wollte ich sie dir geheim halten." Die Burggräfin entgegnete: „Nein, mein Sohn! so hell und umständlich träumt keine Seele durch menschliche Veranlassung. Ich sah euere Leichname, von mehr als tausend Wunden zerrissen, den Burgberg herauftragen. Ich zittere, wenn ich daran denke!" Herzlich ergriffen hier beide Söhne zugleich der Mutter Hand und betheuerten ihr, daß sie, aus gehorsamer Rücksicht auf den Traum der guten Mutter, jeder Leibesgefahr, so weit es sich nur mit der Ehre vertrage, sorgfältig ausweichen wollten. „Siehst du, Mutter!" fügte freudig Sigmund hinzu, „nun hat dein Traum seine Absicht erreicht und du darfst nicht die Schande erleben, daß deine Söhne aus

übergroßer Aengstlichkeit vor Traumgebilden wortbrüchig oder ein Spott der Kinder werden." Nach einem Augenblicke sprachloser Wehmuth fiel hastig die Mutter den Söhnen um den Hals, deckte ihr Gesicht mit Küssen und Thränen, rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleite euch! ich kann nichts weiter!" und eilte der Thüre zu. Aber noch auf der Schwelle rief sie mit scheinbarer Ruhe zurück: „Haltet Wort! seid vorsichtig und vergeßt vor Allem die treuen Hunde nicht." Mit flehender Stimme erwiederte Johann: „Erlaß uns die Hunde; sie sollen verabredeter Massen zu Hause bleiben. Sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört und uns ausser dem Dienst, den sie mir erwiesen, und den mir von nun an größere Vorsicht entbehrlich machen soll, keinen einzigen Vortheil gebracht. Darum hab ich sie schon gestern in unser Schlößchen in der Vorstadt bringen lassen." Da sprach die Burggräfin: „So befehle ich euch denn als Mutter, daß ihr die beiden treuen Hunde, die euch schon zweimal das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt." Betroffen antworteten die beiden Jünglinge zugleich: „Wir gehorchen dir."

Ernst gingen nun Johann und Sigmund die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde, geboten zwei Knechten, voranzugehen und im Schlößchen den Drusus und Nero, der jungen Burggrafen Leibhunde, am Strick zu nehmen, und ritten dann langsam den Burgberg hinab über die Pegnitz dem Schlößchen zu. Hier befahlen sie den Knech-

ten, den Weg nach dem Thore einzuschlagen, und ermahnten sie mit ungewöhnlicher Aengstlichkeit zur Vorsicht. Indeß der Schloßwärter einige nöthige Worte mit Johann sprach, nahm Sigmund zu Pferd von dem Fenster ein Reißblei und schrieb über die Hausthür: „Der guten Mutter gehorsam, waren wir heut am Michaelistage 1264 wider unsern Willen hier. Sigmund." Darunter schrieb Johann auf Sigmunds Bitte, des Bruders sonderbaren Scherz belächelnd: „Johann." Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich mehr als tausend Menschen in einen Klumpen zusammengedrängt. In schnellem Trab eilten die Burggrafen mit den Laufenden und vernahmen am deutschen Hause wie vom Blitze gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmieds Kind zerrissen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen an diese Stelle gekommen waren, ging das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmieds, von der allzusorgsamen Mutter zum Schutze vor der frischen Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Der verzogene Junge hatte sich eben Naschwerk in einem Laden gekauft, wo ihn die unkluge Mutter früher, den ernstlichen Warnungen des Vaters zum Trotz, oft mit Leckereien gefüttert hatte. Eben zehrte er aus der Tasche, als die Knechte mit den jagdlustigen Hunden am deutschen Hause vor-

beigingen. Kaum hatten die Hunde die Wolfshaut am Knaben bemerkt, als sie mit einem starken Riß sich aus den Händen der Knechte befreiten und den Jungen, den sie für einen Wolf gehalten, mit grimmigen Bissen erwürgten. Als Johann und Sigmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, neben dem die unvorsichtigen Knechte mit den nun straff gehaltenen Hunden standen, so sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter und tödteten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben geglaubt und daher ihren heranstürmenden Herren freudig entgegen winselten. Dann rissen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken und baten dringend die mit Hämmern, Sensen und Aexten immer zahlreicher herbeiströmenden Sensenschmiede, die Strafbaren in das Burgverließ zur langwierigen Einsperrung abzuliefern. Dann kniete Johann vor der auf ihrem todten Kinde laut klagenden Mutter nieder, faßte ihre Hand und suchte sie weinend zu trösten.

Indeß die Augen fast aller Umstehenden von sichtlicher Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzudrängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Heer der Hunde zerwühlt hatte: „Sagte ich's nicht? Das sind die Wölfe, welche der Zeidler Kinder würgen!“ Dieses mit Gift der Hölle gewürzte Wort fiel fruchtbar auf den

schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther: das schon früher entstandene Gemurr nahm zu, Verwünschungen erfüllten die Luft — und ehe dem verruchten Beginnen gewehrt werden konnte, lag Johann von mörderischen Händen erschlagen zu den Füßen der verzweifelnden Mutter. Sigmund, der sich schützend auf seinen Bruder geworfen hatte und, als dessen Loos auch ihm drohte, von mitleidigen Händen auf sein Pferd gesetzt, bewußtlos entflohen war, ward eingeholt und nach kurzer Frist von seinen blutdürstigen Verfolgern ebenfalls ermordet. Jetzt aber fielen den wüthenden Sensenschmieden die blutigen Mordwerkzeuge aus den Händen. Auf einmal erschollen Worte der Reue und gegenseitiger Vorwürfe, und zwar am lautesten aus dem Munde der Schlechten, die durch ihre höllischen Reden den Brand des Aufruhrs entzündet hatten. Sie hoben die beiden Leichname auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heuchlerischen Wehklagen mit denselben der Burg zu, auf welche noch nicht die geringste Kunde von dem gräßlichen Vorfall gedrungen war, da alle Bewohner der innern Stadt entweder aus Neugier, oder aus redlichem Eifer der Hilfleistung dem Schauplatze des Greuels zugeeilt waren. Eben lächelte der Burggraf Friedrich während des Frühstücks über den Traum, den seine Gemahlin ihm erzählt hatte, und diese trat mit der jungen Gräfin von Nassau, Hedwig, an eines der gegen den Markt gekehrten Burgfenster, um dem ungläu-

bigen Gatten ihre Thränen zu verbergen. Plötzlich schrie sie auf: „Himmel, was seh' ich! Ein ungeheurer Menschenhaufe drängt sich über den Markt heran! Dieser Gang, diese Bewegung zeigen keine Freude an! Sie kommen näher! Sie weinen! Siehst du nicht, Hedwig, die vielen Tücher? Sie weinen laut den Burgberg herauf! Friedrich! Hedwig! O mein Traum!" Der Burggraf, von dem Geschrei seiner Gemahlin erschüttert, sprang ihr zu Hilfe. Aber auch er stund, wie versteinert, als er vom Fenster aus die Menschenmenge mit zwei Todtenbahren und Sigmunds Roß sah. Hedwig schauerte bleich zusammen. Endlich brach der Burggraf Friedrich das fürchterliche Schweigen. „Komm, Elisabeth! komm, Hedwig!" sprach er mit dem Ton der tiefsten Erschütterung, „laßt uns sehen, was wir liebten. Auch im Tode soll es uns noch theuer sein." Unwillkührlich hingen sich Elisabeth und Hedwig an seine Arme und wankten mit ihm die Treppe hinab. Die Träger schlugen das Leichentuch zurück. Da rief zuerst der Vater mit vom Schmerz gebrochener Stimme: „Sie sind es!" in Verzweiflung die Mutter: „Sie sind es!" Wer ein fühlendes Herz hatte, wer die jungen burggräflichen Jünglinge näher gekannt hatte, unzählige Zuschauer theilten schluchzend den Schmerz der unglücklichen Aeltern. Auf einmal rief eines Kaufmanns Sohn, in dessen Brust sich Mitleid und Gerechtigkeitsliebe zu feurig regten, den Umstehenden mit ergreifender Stimme von den Bahren

her zu: „Das Blut dieser Guten komme sieben- fach über die Mörder!“ Und plötzlich entstund eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräß- lichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burg- graf nach einigen Augenblicken die grausame Ab- sicht der Weggehenden erfuhr, eilte er ihnen, sein eigenes Herzeleid vergessend, spornstreichs nach, stellte sich ihrem Zuge auf der Pegnitzbrücke ent- gegen, und obgleich er sie flehentlich bat, ihm des Jammers nicht noch mehr zuzuziehen, so konnte er sie doch von der blutigen Ausführung ihres Ent- schlusses nur durch das feierliche Versprechen ab- halten, daß er selbst die gerechte Bestrafung der Mörder ohne Verzug übernehmen wolle. „Aber nicht wahr, edler Burggraf, noch heute?“ sprach der Anführer, „sonst halten wir noch in der Nacht Gericht.“ Friedrich, ob dieser Worte schaudernd, sagte auch dieses zu, und gab auf der Stelle Be- fehl, daß aus den benachbarten Orten des Burg- grafthums 500 Reisige in Eilmärschen zu ihm kom- men sollten. Absichtlich sprach der menschenfreund- liche Burggraf diesen Befehl vor aller Welt und recht laut aus; denn die strafbaren Bewohner der Vorstadt, die sämmtlich aus Sensenschmieden be- stunden, nahmen nun, von ihrem bösen Gewissen gejagt, schleunig die Flucht nach Donauwörth und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der trau- rigen Nothwendigkeit, das Blut seiner Söhne mit dem Blute von mehr als 100 Hausvätern zu ver-

söhnen. Er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern begnügte sich damit, auf jedes derselben eine jährliche Straffsteuer von sieben Hellern zu legen, welches Blutgeld der Burggraf Friedrich V. im Jahre 1386 der Stadt Nürnberg wieder zu lösen gab.

Johanns und Sigmunds Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar in der Kapelle zur rechten Hand. Schwer lag das Gedächtniß des unglücklichen Todes auf dem Herzen des burggräflichen Paares. Elisabeth starb 1272 und Friedrich trauerte in düsterem Unmuth, bis im Jahre 1273 ihn die Wahl seines Oheims Rudolph von Habsburg zum deutschen Kaiser in den Strudel der großen Weltbegebenheiten riß, und die heiligen Angelegenheiten seines Vaterlandes die Oede seines Herzens füllten.

In gleichem Verlage ist ferner erschienen:

Düval's, Val. Jamerai, höchst merkwürdige Lebensgeschichte. Für die deutsche Jugend bearbeitet von Dr. Karl Dielitz. Mit einem Stahlstiche. 8. 36 kr. oder 9 gr.

Schubert, Dr. G. H. von, Züge aus dem Leben des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthal. 7te Auflage. 8. 18 kr. oder 5 gr.

Stöber, K., Lieder und Erzählungen für die reifere Jugend. 8. 24 kr. oder 6 gr.

Teschner, Aug., Lichter und Schatten aus schottischem Leben von Arthur Austin. Aus dem Englischen übersetzt. gr. 12. 24 kr. oder 6 gr.

Joh. Phil. Raw'sche Buchhandlung
in Nürnberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, G. L.

Der Christbaum, eine Auswahl von Geschichten und Gedichten für die Jugend
M. Titelkupfer

Nürnb. 1844

Paed.pr. 3918
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761434-5